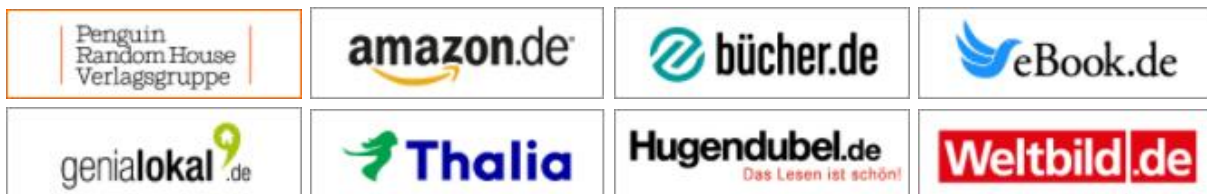


# Leseprobe

Stefanie Gercke  
**Junigewitter**  
Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,99 €



---

Seiten: 528

Erscheinungstermin: 12. Dezember 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

### *Das Buch*

Anfang der Achtziger lernt die junge Lübecker Restauratorin Alice auf romantische Weise ihren zukünftigen Mann Pierre kennen. Weil sie sich mit ihrem wohlhabenden Vater völlig überworfen hat, wandert sie mit Pierre nach Südafrika aus. Die beiden sind im Hotel- und Immobiliengewerbe erfolgreich, und die Geburt des Sohnes Christoph krönt das neue Glück. Gemeinsam überstehen sie auch die Wirren bei der Auflösung der Apartheid. Doch dann verschwinden Christoph und Pierre spurlos. Aller Hoffnungen beraubt, kehrt Alice nach Lübeck zurück, wo sie ein großes Familiengeheimnis erwartet. Und auch eine neue Liebe? Mit wiedererwachtem Lebensmut reist Alice noch einmal nach Südafrika und begibt sich auf die Suche.

### *Die Autorin*

Stefanie Gercke wurde auf einer Insel des Bissagos-Archipels vor Guinea-Bissau/Westafrika als erste Weiße geboren und wanderte mit 20 Jahren nach Südafrika aus. Politische Gründe zwangen sie Ende der Siebzigerjahre zur Ausreise, und erst unter der neuen Regierung Nelson Mandelas konnte sie zurückkehren. Sie liebt ihre regelmäßigen kleinen Fluchten in die südafrikanische Provinz Natal und lebt sonst mit ihrer großen Familie bei Hamburg.

STEFANIE  
GERCKE

JUNI  
GEWITTER

ROMAN

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 01/2017

Copyright © 2015 by Stefanie Gercke

Copyright © Wilhelm Heyne Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München,

unter Verwendung der Fotos von photobar

und Galyna Andrushko/Shutterstock

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-41999-5

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

Alice lebte schon lange in Afrika, so lange, dass sie wie ein Geschöpf dieses Kontinents ein drohendes Unheil bereits spürte, noch bevor es ausbrach. Pierre sagte immer, dass sie Gefahren wittern könne, und im Laufe der Jahre hatten sie beide gelernt, sich darauf zu verlassen.

Aber heute versagte ihr Instinkt. Der Perlmutterstimmer am Horizont kündigte den Tag an, an dem sich ihr Leben unwiderruflich ändern sollte, und sie schlief ruhig und traumlos. Allerdings hatte es in der Zeit zuvor auch keinerlei sichtbare Hinweise gegeben. Der Himmel über Natal strahlte tiefblau, die Sonne brannte, und die Bougainvilleen in ihrem Garten prangten in leuchtendem Rot. Ein friedlicher Hochsommertag reihte sich an den anderen.

Die leichte Brise, die vom Meer hochstrich und die weißen Gardinen blähte, streichelte ihr sacht über die Haut. Sie strampelte das dünne Laken, das sie als Bettdecke benutzte, im Halbschlaf von sich und driftete noch genussvoll zwischen Träumen und Wachsein hin und her, bis sie schließlich ganz aufwachte. Schlaftrunken streckte und rekelte sie sich und schaltete automatisch das Radio ein.

»Guten Morgen, Südafrika«, schallte die unsäglich muntere Stimme des Ansagers durchs Zimmer. »Und wieder ein wunderschöner Tag in unserem wunderschönen Land!«

Mit schmerzverzogenem Gesicht fasste sich Alice an den Kopf. Vor Sonnenaufgang war sie so viel guter Laune einfach noch nicht gewachsen. Stöhnend drehte sie das Radio leiser, tastete nach rechts und berührte ein leeres Kissen, worauf ihr wieder einfiel,

dass Pierre gestern überraschend nach Kapstadt geflogen war. Dort hatte er vor, sich mit dem wichtigsten Investor ihrer neuen Ferienanlage zu treffen, und die Besprechung würde sicherlich, wie das in Südafrika so üblich war, auf einem der schönsten Golfplätze stattfinden und dann in einem angesagten Restaurant fortgesetzt werden.

Abwesend rieb sich Alice mit dem Daumen über die wulstige Narbe auf ihrem Oberarm, die sie von dem Vorfall mit der Schlange vor rund vierzehn Jahren zurückbehalten hatte. Instinktiv tat sie das immer, wenn sie sich aufregte, obwohl es sie eigentlich nicht beruhte. Dafür waren die Auswirkungen damals zu gravierend gewesen. Resolut verdrängte sie die Erinnerung. Bis zum späten Nachmittag hatte sie eine endlose Liste abzuarbeiten, ehe am Abend die Party für die Investoren steigen würde, und ausgerechnet heute, an diesem besonderen Tag, der so entscheidend war für den Rest ihres gemeinsamen Lebens, hätte sie Pierre hier gebraucht. Jetzt musste sie die letzten organisatorischen Hürden allein nehmen.

»Der hat's gern exklusiv«, hatte Pierre gestern auf ihre Frage hin erklärt, warum dieser Mann nicht einfach zu ihrer Party kommen könne. »Immerhin will er mehrere Bungalows kaufen. Außerdem haben wir Anfragen von Dubai bis Australien, und auch die Schwalben sind wieder scharenweise auf der Suche nach einem Nistplatz.«

Schwalben nannten sie hier die Deutschen, die wie diese Vögel im europäischen Winter nach Afrika flogen und mit ihnen im April wieder nach Hause zurückkehrten.

»Wird es ausreichen?«, hatte sie gefragt.

»Na klar«, hatte Pierre im Brustton der Überzeugung geantwortet. »Wenn ich den Deal mit dem Investor durchziehen kann, sind die Kosten für das Land auf einen Schlag getilgt, und wir sind alle Sorgen los! Es kann nichts schiefgehen, Honey. Es wird wunderbar werden.« Er lachte sein mitreißendes Lachen, das so voller Lebensfreude war und vor Optimismus sprühte.

Aber dieses eine Mal verfehlte es seine Wirkung bei ihr. Mit einem inneren Beben dachte sie daran, dass sie ihr Restaurant verkauft und ihr eigenes Haus, an dem sie mit jeder Faser hing, bis unters Dach mit Hypotheken belastet hatten, um das Grundstück für die Ferienanlage anzuzahlen. Als sie den Betrag hörte, den sie noch zusätzlich aufnehmen mussten, war ihr schlecht geworden. »Die Summe ist der reine Wahnsinn, das Ganze ist viel zu groß für uns!«, protestierte sie.

»Unsinn«, versuchte Pierre ihre Einwände wegzuwischen. »Wenn wir von der Bank nur einen kleinen Betrag haben wollen, denkt ein Banker gleich, wir nagen schon am Hungertuch und sind deswegen nicht kreditwürdig. Wenn du ein Darlehen aufnimmst, muss das schon eine anständige Höhe haben. Dann ist das Interesse an deinem Wohlergehen auch deutlich ausgeprägter. Du kennst doch den alten Schnack: Von der Bank bekommst du nur einen Regenschirm, wenn die Sonne scheint.«

Bis jetzt hatte er recht behalten. Die Bank sagte ihnen die Kredite zu, vorbehaltlich der Zustimmung der drei Clan-Häuptlinge, deren Familien das Land gehörte.

Pierre und sie waren zusammen mit ihrem Anwalt und einem fröhlichen, korpulenten Zulu mit blitzendem Goldzahn, der sie als Verbindungsmann zu den Clans begleitete, ins Herz von Zululand gefahren. Die Verhandlung sollte unter dem Indababaum des Dorfes stattfinden. Nach und nach trafen die Häuptlinge mit ihren Indunas ein und – nach der Anzahl zu urteilen – alle erwachsenen Clan-Mitglieder. Es folgte ein endloses Palaver, es wurden lange, gewundene Reden geschwungen, jeder wollte angehört werden, und Alice, die sich im Hintergrund hielt, bewunderte Pierres Geduld. Sie hatte Mühe, die Augen offen zu halten. Als es schon so aussah, als wäre der Deal endlich besiegelt, vernahm sie ein zischendes Geräusch wie von einem wütenden Hornissenschwarm. Es schwoll bedrohlich an, bis es ihr in den Ohren vibrierte.

Aufs Höchste beunruhigt, flog ihr Blick über die Menge. Der Protest kam aus der Gruppe junger Hitzköpfe, die schon den ganzen Tag aufsässige Bemerkungen gemacht hatten, aber bisher immer von den Älteren beschwichtigt worden waren. Jetzt wurden die Zwischenrufe lauter und bösser, und die Unterhüuptlinge schafften es nicht, die Unruhestifter in den Griff zu bekommen. Schließlich erhob sich der älteste Clan-Hüuptling, eine imposante Erscheinung in voller Stammestracht. Stirnband und Brustpanzer waren aus prachtvollem Leopardenfell, und von der Hüfte schlangen buschige Ginsterkatzenschwänze. Er streckte das Kinn vor und starrte mit blutunterlaufenen Augen schweigend auf die Auführer.

»*Thula!*«, donnerte er plötzlich in einer Lautstärke, dass Alice vor Schreck zusammenfuhr.

Der Hornissenschwarm verstummte sofort, und am Ende wurde Pierres Ausdauer belohnt. Nachdem die Beteiligung der Clans an den Einkünften der Ferienanlage bis ins Letzte festgelegt worden war, signalisierten die Chefs ihre Zustimmung.

Pierre wischte sich verstohlen den Schweiß von der Stirn. »Mann, die sind ja härter als eine Horde Anwälte«, flüsterte er ihr zu. »Entweder wir unterschreiben das, oder die Ferienanlage kann nicht gebaut werden. Wir haben keine Wahl. Unsere Anwälte werden die Verträge aufsetzen, und die Rechtsverdreher der Familien prüfen sie. Sobald sie das Okay geben, ist die Kuh vom Eis.«

Nach einigem Hin und Her unterschrieben die Clan-Chefs, die Banken drehten den Geldhahn auf, und die Architekten entwarfen die Pläne. Alles lief so, wie es vorgesehen war, und Alice hatte aufgeatmet. Nun hing alles davon ab, wie viele Leute die Bungalows kaufen würden, und deswegen war diese Party so ungeheuer wichtig. Schließlich sollte ihnen das Einkommen, das sie sich vom Verkauf der Ferienwohnungen und dem Betrieb der Anlage erhofften, im Alter ein komfortables Leben garantieren.

Und dieser Zeitpunkt rückte unerbittlich näher. Pierre würde



dieses Jahr seinen sechzigsten Geburtstag feiern, was er geflissentlich ignorierte. Inzwischen war aus dem einst dichten Haarschopf ein sonnengebräunter, glatt rasierter Schädel geworden, die Stirn hatte sich in deutliche Querfalten gelegt, und die dunklen Augen waren von einem Kranz feiner Fältchen umgeben. Jahrelanges Tennis- und Squashspielen hatten ihm einen schlimmen Knorpelschaden im rechten Knie beschert, und wenn er ausnahmsweise zu Hause am Herd stand, meldete sich sein Rücken. Aber sein Grinsen war frech wie bei ihrer ersten Begegnung, das Funkeln in den Augen ungetrübt, und noch immer bestand er darauf, ab und zu auf den wilden Wellen des Indischen Ozeans zu surfen. Mit umgeschnalltem Kniestabilisator.

Alice war fünf Jahre jünger. Ihre Knie waren noch in Ordnung, ihr Haar, das sich in der feuchten Seeluft kräftig lockte, glänzte unverändert und ungefärbt in warmem Goldbraun. Ihr Alter war für sie nur noch eine Zahl, und sie fühlte sich fit und gesund. Meistens jedenfalls. Die kleinen Hinweise wie häufige Rückenschmerzen, die nachlassende Elastizität des Bindegewebes, das ihr deutlich machte, dass auch sie nicht mehr wirklich jung war, konnte sie noch ignorieren. Aber auch sie vermied es, viel über die Zukunft nachzudenken.

Neben ihrem Kopfkissen ertönte ein Pfiff, laut, frech und herausfordernd, so wie Männer einer schönen Frau hinterherpfiffen. Alice lächelte und setzte sich auf. Es war das Erkennungssignal, dass ihr Pierre eine Nachricht aufs Handy geschickt hatte. Bei Sonnenaufgang ging er joggen, egal, wo er war und welches Wetter herrschte, und immer wenn er unterwegs war, schickte er ihr ein paar Worte. Sie öffnete die Nachricht, und selbst nach zwei- und dreißig Jahren hüpfte ihr Herz, als sie seine Liebeserklärung und das Versprechen las, dass er allerspätestens um halb vier wieder zu Hause sein werde. Seine Ansprache an die Investoren wollte er auf dem Rückflug noch einmal durchgehen. Ihr momentaner

Verdross über ihn war vergessen. Mit fliegenden Fingern tippte sie ihre Antwort, nahm ein Selfie auf – mit Kussmund –, lud es hoch und schickte beides weg.

Mit geübtem Griff deaktivierte Alice den elektronischen Alarm neben ihrem Bett, der den Zugang zu ihrem Schlafzimmer schützte, und schwang die Beine auf den Boden. Dabei achtete sie darauf, den knallrot lackierten Panikknopf nicht zu berühren, der auf beiden Seiten ihres Doppelbetts angebracht war und den Notruf in der Zentrale des eigens für ihre Straße zuständigen Sicherheitsdienstes auslösen würde. Einmal war ihr das versehentlich passiert, und wenige Minuten später waren Wachmänner mit gezogenen Waffen in ihr Haus gestürmt und hatten sie fast zu Tode erschreckt.

Schon früher, als er für den Mutterkonzern der Hotelkette, für die er eines der schönsten Hotels nördlich von Durban manage, häufig geschäftlich verreisen musste und sie mit Hausmädchen und Gärtner allein zu Hause war, hatte Pierre sie beknielt, einer Alarmanlage zuzustimmen. Sie hatte keine Angst gehabt und das als überflüssige Ausgabe angesehen, aber Pierre hatte sich große Sorgen gemacht.

Doch schon im ersten halben Jahr, nachdem sie nach Umhlanga Rocks gezogen waren, passierte es. Obwohl die Hotelleitung ihr, wie immer wenn Pierre abwesend war, einen bewaffneten Nachtwächter gestellt hatte und sie ihren Hausangestellten grundsätzlich nie sagte, wann sie allein im Haus sein werde, musste es jemand erfahren haben.

Am selben Abend betraten drei maskierte Männer das Grundstück, stachen den Nachtwächter nieder, drangen ins Haus ein und fesselten sie auf einen Küchenstuhl. Sie schlugen ihr brutal ins Gesicht. Einer der Männer setzte ihr ein Messer an den Hals und schrie sie an, wo Geld und Wertsachen aufbewahrt seien. Alice gehorchte sofort. Es wäre Selbstmord gewesen, die Befehle dieser Kerle nicht zu befolgen.

Irgendwann verschwanden die Angreifer mit reicher Beute in die Nacht und ließen sie geknebelt und fest verschnürt wie ein Paket zurück. Es gelang ihr zwar, das Tuch, das man ihr in den Mund gestopft hatte, mit der Zunge etwas zu lockern, aber Schreien war sinnlos. Es war Donnerstag, und sie war ganz allein im Haus. Das Hausmädchen und der Gärtner hatten frei, wie es für Hausangestellte in Südafrika an diesem Wochentag Tradition war. Das nächste Nachbarhaus war zu weit entfernt, und das Brandungsrauschen des Indischen Ozeans, vom kräftigen Wind übers Land getrieben, verschluckte praktisch alle Geräusche.

Erst nach Mitternacht kam ihr Hausmädchen zurück und ging singend am Küchenfenster vorbei. Alice schrie, dass sie glaubte, ihr würde der Kopf platzen. Es dauerte für sie unerträglich lange, ehe die Zulu ihre durch den Knebel gedämpften Schreie hörte und sie befreite. Alice rief die Polizei und anschließend Pierre an. Der war zutiefst besorgt, aber sie konnte ihn beruhigen. Außer Hautabschürfungen und Blutergüssen, die von den Schlägen herührten, hatte sie keine weiteren Verletzungen erlitten.

Am nächsten Tag erschien der Gärtner nicht wieder, und die Polizei vermutete, dass er entweder selbst einer der Einbrecher gewesen war oder der Informant.

»Die verkaufen ihre Tipps an Gangster, aber so genau bekommt man das meistens nicht heraus«, erklärte ihr einer der Polizisten. »Lassen Sie sich immer Referenzen zeigen, bevor Sie jemanden einstellen.«

Alice hatte nicht darauf geantwortet. Die Referenzen des Gärtners und auch des Hausmädchens waren überzeugend gewesen. Korrektes Englisch, ohne Fehler. Also hatte sie angenommen, dass die tatsächlich von früheren Arbeitgebern stammten.

Pierre war am Abend von seiner Reise mit einem äußerst lebhaften, pechschwarzen Dobermannwelpen zurückgekehrt, der als Erstes seine nadelspitzen Zähne in ihre Waden versenkte, sich danach die Wohnzimmergardine schnappte und sie vergnügt

knurrend zerfetzte. Als nächsten Zeitvertreib jagte er das kreischende Hausmädchen durchs Haus. Die Zulu kündigte auf der Stelle. Alice taufte den Welpen wie seine drei Vorgänger auf den Namen Pollux, und wie sie sollte er sich als erwachsener Hund als ein hervorragender Schutz für die Familie herausstellen.

Pierre und auch ihr Arzt sorgten sich, dass sie von dem Überfall einen seelischen Knacks davongetragen haben könnte, aber Alice schüttelte das Erlebnis mit überraschender Leichtigkeit ab. »Mir ist ja nichts passiert, und wir sind doch gut versichert«, hatte sie Pierre beruhigt.

*Tough Cookie*, sagte jetzt eine Stimme in ihrem Kopf.

Tita Robertson, eine ihrer besten und ältesten Freundinnen, hatte sie einmal so genannt.

»Hart im Nehmen«, hatte Pierre dazu gesagt. »Sie hat Nerven wie Drahtseile, meine Alice.«

Seine Stimme war voller Bewunderung gewesen, und das hatte ihr geschmeichelt.

Gedankenverloren öffnete sie ihren Kleiderschrank und nahm frische Unterwäsche heraus. Von wegen Tough Cookie! Wenn es bedeutete, dass sie in prekären Situationen die Nerven behielt und ihr Gesichtsausdruck nichts von dem verriet, was in ihr vorging, dann traf das größtenteils zu. Das hatte sie sich in den Jahren der Apartheid antrainiert, als der Geheimdienst hinter ihnen her gewesen war, sie auf Schritt und Tritt bespitzelt wurden und sie selbst einmal vier unbeschreiblich grauenvolle Tage im Gefängnis zugebracht hatte. Das metallene Geräusch, mit dem die Zellentür hinter ihr zugekracht war, das Gefühl des bedingungslosen Ausgeliefertseins, der totalen Hilflosigkeit, verfolgten sie bis heute.

Bevor sie sich dagegen wappnen konnte, überfiel sie ein Flashback, der genügte, dass ihr schlagartig schlecht wurde. Die Unterwäsche fiel auf den Boden, und mit vor den Mund gepresster Hand rannte sie ins Badezimmer. Übers Waschbecken gebeugt, an den Bildern von damals würgend, die ihr wie faustgroße Brocken

im Hals steckten, schaufelte sie sich kaltes Wasser ins Gesicht. Den Kopf gesenkt, die Augen geschlossen, kämpfte sie gegen die Dämonen der Vergangenheit an und zwang ihr rasendes Herz zur Ruhe.

Nach ein paar Minuten war der Spuk vorüber. Sie öffnete die Flügel des schwer vergitterten Badezimmerfensters und trank die erfrischende Meeresluft in großen Schlucken, bis die schrecklichen Bilder verblassten. Sie rieb das Gesicht trocken und betrachtete sich kritisch im Spiegel. Heute Abend musste sie strahlend aussehen. Um die Augenpartie herum zeigten sich unerfreuliche Knitterfalten. Mit dem Finger fuhr sie die Konturen nach. Sie war sich sicher, dass durch den Stress der letzten Tage wieder einige dazugekommen waren. Genervt wandte sie sich ab.

Nachdem sie geduscht und Zähne geputzt hatte, warf sie ein weißes Strandhemd über und ging zurück ins Schlafzimmer. Behutsam schob sie die Gardinen vor der Terrassentür ein paar Zentimeter auseinander und blinzelte durch den Spalt hinaus. Gaze-feiner Morgennebel schimmerte wie Goldgespinst über dem Indischen Ozean, der sich ruhig atmend bis in die Unendlichkeit erstreckte. Der Himmel begann rosig zu glühen, ein Strahlen erfüllte die Welt, und alle Spannung fiel von ihr ab. Dieser Augenblick verzauberte sie jeden Morgen aufs Neue. Aber heute hatte sie wenig Zeit, das Wunder des werdenden Tages zu genießen, und sie zog die Gardinen vollständig zurück, widerwillig, weil sie wusste, welcher Anblick auf sie wartete.

Massive Riegel sicherten die Tür, und die fingerdicken Streben des soliden Metallgitters, das über die gesamte Breite der Balkontür reichte, blinkten stählern im Morgenlicht. Brutal zerschnitten sie den glühenden Himmel in scharfkantige Stücke und warfen das Schattenbild des Gitters über den Boden und ihr Bett.

Die krasse südafrikanische Realität starrte ihr ins Gesicht.

Eine Gänsehaut lief ihr über den Rücken. Jeden Morgen war es das Gleiche. Erst dieses unirdisch schöne Naturschauspiel über

dem Ozean, dann die pechschwarze Wirklichkeit dieses herrlichen Landes. Und jeden Morgen bereute sie es, dass sie sich dieses Haus in den Hang über dem Indischen Ozean gebaut hatten und nicht ein Apartment in einem der neuen Hochhäuser am Strand bewohnten. Mindestens im zehnten Stock oder noch höher, um wirklich sicher zu sein. Streifte sie dann jedoch durch ihren blühenden, duftenden Garten, der in der subtropischen Wärme KwaZulu-Natals in üppiger Verschwendung gedieh, wollte sie mit niemandem tauschen.

Entschlossen schüttelte Alice das unbehagliche Gefühl ab, stellte den Türalarm aus und lief hinunter in die Küche, um sich in Windeseile ihren morgendlichen Espresso zu machen. Ein Blick aus dem Panoramafenster ihres Wohnzimmers übers Meer sagte ihr, dass der Sonnenaufgang unmittelbar bevorstand. Das Licht veränderte sich jetzt schnell, und der Horizont trug schon einen Feuerkranz. Gerade noch genug Zeit, den Kaffee zu machen, entschied sie. Sie wandte sich der Maschine zu und wollte eben den Knopf drücken, als sie einen Laut vernahm. Sie zog den Finger zurück und lauschte.

Das Geräusch war so leise gewesen, dass sie es praktisch nur im Unterbewusstsein wahrgenommen hatte, und sie hätte es auch überhört, wenn es in diesem Augenblick nicht sonst so absolut still gewesen wäre. Manchmal passierte das. Der Ozean atmete ein, die Wellen fielen in sich zusammen, der Wind, der eben noch durch die Palmwedel geraschelt war, schwieg. Heute waren selbst die Affen, die sich lautstark auf dem unbebauten Nachbargrundstück gezankt hatten, unvermittelt verstummt. Und jetzt vernahm sie es wieder. Kein Schaben oder Kratzen. Die Worte allein waren schon zu laut. Es war nur ein Hauch, so als würde ein Papier vom Wind geblasen über den Fliesenboden gleiten.

Aber sie lebte in Afrika, seit vielen Jahren schon, und sie wusste es besser. Sehr langsam, Zentimeter um Zentimeter, drehte sie sich um.

Sie war kohlschwarz, armdick und stand hoch aufgerichtet und heftig züngelnd nicht einmal einen Meter von ihr entfernt. Die Haube war zu voller Größe gebläht, das gelblich weiße Band um den Hals unverwechselbar. Eine Spuckkobra. Eine Rinkhals, die noch aus zwei Meter Entfernung ihr Gift präzise in die Augen eines Angreifers sprühen konnte, und diese war ihr nahe genug, sich mit einem tödlichen Biss zu wehren.

Alice rührte keinen Muskel, ihr Herz schlug hart. Schlangen sahen schlecht, das wusste sie, und waren außerdem taub, nur imstande, mit der Zunge Duftstoffe aufzunehmen, um so ihre Beute zu finden. Alice bewegte ihre Augen – nur ihre Augen – auf der Suche nach einer Waffe, aber in ihrer unmittelbaren Umgebung fand sie nichts, was sie benutzen konnte. Also konzentrierte sie sich darauf, einen Weg zu finden, wie sie sich aus der Reichweite der Schlange zurückziehen konnte, ohne dass diese eine Gelegenheit bekam zuzuschlagen. Aber die Rinkhals fixierte sie unverwandt und schwang den Leib dabei sanft hin und her, und Alice war sich klar, dass jede Bewegung ihrerseits das Reptil zum Angriff reizen würde.

»Stillstehen!«, befahl plötzlich eine tiefe Stimme hinter ihr.

Alice zuckte zusammen, und die Rinkhalskobra reagierte sofort mit einem aggressiven Zischen. Mühsam entspannte sie ihre zitternden Muskeln. Ihr Atem ging allerdings so heftig, dass sie befürchtete, die Kobra könnte die Bewegung ihrer Brust wahrnehmen. Sie atmete sehr langsam tief ein und hielt die Luft an, um sie dann schluckweise herauszulassen. Gleichzeitig fragte sie sich, wie jemand ungesehen auf die Küchenterrasse gelangen konnte, obwohl ihr Grundstück bewacht wurde.

Ntombi, ihre Haushaltshilfe? Aber dazu war die Stimme zu männlich gewesen. Der Gärtner? Ob ein Weißer oder Schwarzer gesprochen hatte, konnte sie im Nachhinein nicht ausmachen. »Shongololo?«, rief sie ihn mit steifen Lippen.

Es kam keine Antwort. Dann krachte der nächste Brecher auf

den Strand, die Affen kreischten, Pollux tobte im Hof, und sie war sich sicher, dass ihre Fantasie ihr einen Streich gespielt hatte, als eine undeutliche Bewegung ihren Blick auf die Glastür lenkte, die von der Küche auf die Terrasse führte.

Ihr eigenes Spiegelbild stand vor ihr, die aufgerichtete Schlange, und dann plötzlich entdeckte sie hinter ihrem Spiegelbild den Schemen eines Mannes. Wie er gekleidet war, konnte sie so schnell nicht erkennen, aber er trug eine blaue Baseballkappe, dessen war sie sich sicher. Unwillkürlich wendete sie den Kopf nach ihm um, worauf die Kobra blitzschnell in einem Scheinangriff zuschlug. Alice erstarrte.

»Nicht umdrehen!«, befahl der Mann mit der tiefen Stimme.  
»Nicht bewegen!«

Und im selben Moment flog ein silbern blitzendes Messer durch die Luft, es gab ein merkwürdig schmatzendes Geräusch, das Messer klirrte auf die Fliesen, und der Kopf der Schlange rollte ihr vor die Füße. Der Leib der kopflosen Kobra stand noch für einen Augenblick aufrecht, aus dem Hals schoss Blut, dann wand sich das tote Reptil in Zuckungen über den Boden auf sie zu. Alice sprang zurück und wirbelte gleichzeitig herum, um zu sehen, wer der Messerwerfer war.

Wie ein Negativ stand das Bild des Mannes, das sie im Spiegel gesehen hatte, vor ihrem inneren Auge, aber außer ihr befand sich jetzt niemand mehr in der Küche. Auch die Terrasse war leer. Schwer atmend bändigte sie ihre unkontrolliert rasenden Gedanken. Schließlich hatte sie sich so weit beruhigt, dass sie imstande war, eine Gartenforke aus dem Geräteschuppen zu holen, die tote Schlange aufzuspießen und in eine Plastiktüte zu stecken. Sie verknotete die Tüte und rief anschließend Ntombi. Die Zulu erschien, sah die Blutlache auf dem Boden und blickte sie entsetzt an. »Madam!«, rief sie. »Haben Sie sich geschnitten?«

Alice erklärte ihr, was geschehen sei, und wies sie an, die Tüte mit der Schlange in den Mülleimer auf dem Hof zu werfen und



dann die Fliesen gründlich zu wischen. Ntombi wich mit allen Anzeichen von Panik zurück. »Die Schlange ist tot, sie beißt nicht mehr! Sie steckt hier in dieser verknoteten Tüte.« Ntombi aber schüttelte nur den Kopf und rannte aus der Küche. Ungeduldig brachte Alice die Tüte mit der toten Kobra selbst in den Hof und rief dann Ntombi zurück. Hastig und furchtsame Blicke um sich werfend, führte die Zulu ihre Anweisung, den Boden zu wischen, schließlich aus.

Alice trat an das große Küchenfenster und schob mit zwei Fingern die Lamellen der Sonnenjalousie auseinander, automatisch darauf bedacht, dass sie von der Straße aus nicht zu sehen war, und hielt Ausschau nach dem Schlangentöter.

Blendende Morgensonne strömte herein, und es dauerte einige Augenblicke, ehe sich die tanzenden Lichtpunkte vor ihren Augen verzogen hatten und sie den Mann entdeckte, der auf der gegenüberliegenden Straßenseite herumlungerte. Ihr Haus lag in einer verschlafenen, von ausladenden Flammenbäumen beschützten Villengegend, in die sich für gewöhnlich niemand verirrt, der nicht dort hingehörte. Alarmiert sah sie genauer hin.

Seiner Hautfarbe nach zu urteilen, war er Afrikaner, etwas mehr als mittelgroß und kräftig gebaut. Er trug Jeans, ein unauffälliges graues T-Shirt und eine blaue Baseballkappe, unter der sich sein kurzes, stumpf schwarzes Haar hervorkräuselte. Mehr konnte sie nicht erkennen. Sie schätzte ihn auf Ende zwanzig, obwohl ihr die Einschätzung des Alters bei Schwarzen immer schwerfiel. Meist erschienen sie ihr deutlich jünger, als sie es tatsächlich waren.

Der Mann hockte angelehnt an einem Baumstamm, kaute offensichtlich gelangweilt auf einem Grashalm, kratzte sich und blinzelte schläfrig in die Sonne. War er es, der sie vor der Kobra gerettet hatte? Und wenn ja – warum hatte er das getan? Afrikaner fürchteten sich meistens vor Schlangen. Und was hatte er überhaupt in ihrem Haus zu suchen gehabt? Sie ließ ihn nicht aus den Augen.

Auf einmal, urplötzlich, hörte der Mann zu kauen auf, und sein Blick glitt unter dem Mützenschirm blitzschnell über die Fassade ihres Hauses, vom Küchenfenster zum Vorgarten, ehe er den Kopf senkte und wieder in reptilienhafte Reglosigkeit verfiel. Er hatte keinerlei Anzeichen gezeigt, dass er sie gesehen hatte, trotzdem war sie sich dessen sicher. Ihr war sofort klar, dass dieser Mann nicht nur die Zeit totschlug. Er beobachtete ihr Haus, mit Sicherheit. Aber warum? Plante er einen Einbruch?

Erst ein paar Wochen zuvor war eine Familie in ihrer Straße von vier Gangstern überfallen worden. Die zwei kleinen Kinder hatten sie mit Klebeband umwickelt und nur die Nase frei gelassen. Das Ehepaar fesselten sie auf eine andere brutale Art. Auf dem Bauch liegend, wurde ihnen ein Strick um den Hals geschlungen und mit den angewinkelten Beine vertäut. Darauf durchwühlte die Gang das Haus, fand aber wohl nicht das, was sie erwartet hatte. Das machte sie wütend. Sie vergewaltigten die Frau vor den Augen ihres Mannes, einer nach dem anderen. Der Mann erdrosselte sich fast selbst, so sehr versuchte er frei zu kommen, um seiner Frau zu helfen. Aufgeputscht gerieten die Verbrecher offenbar in einen Bluttausch und folterten das Ehepaar, bis der Mann seinen schweren Verletzungen erlag. Danach verwüsteten sie das Haus und flüchteten in dem Mercedes des Ehepaares. Der Wagen war einen Monat später gefunden worden, ausgeschlachtet und ohne Reifen, die Täter wurden nie gefasst. Die Frau war darauf mit ihren Kindern nach Australien ausgewandert.

Seitdem hatten sich alle Nachbarn zusammengetan und einen Sicherheitsdienst beauftragt, der die Häuser vierundzwanzig Stunden am Tag überwachte. Alice fragte sich, ob diese Typen gerade einen Mittagsschlaf hielten, anstatt das zu tun, wofür sie gut bezahlt wurden. Angespannt suchte sie die Straße ab, und dann entdeckte sie einen zweiten Mann, einen großen, muskelbepackten Kerl, der, die Hände unter dem Kopf gefaltet, auf dem unbebauten Grundstück zwei Häuser weiter im Gras lag,

aber nicht etwa schlief, wie deutlich an seinem Blick zu erkennen war.

Alice sah genauer hin, und plötzlich war sie sich sicher, dass sie diesen beiden Männern schon an anderen Orten begegnet war. Ihre Art, sich zu bewegen, die Kopfhaltung und ihre absolute Körperbeherrschung kamen ihr bekannt vor. Für gewöhnlich vollführten fast alle Menschen ständig unbewusste, meist ziellose Bewegungen. Nicht diese Männer, und je länger sie hinsah, desto überzeugter war sie, dass es dieselben waren, die sie in letzter Zeit beunruhigend oft – zu zweit oder auch allein – in ihrer Nähe entdeckt hatte. Eine Tatsache, die sie in ihrer Hetze, die Party vorzubereiten, offenbar nicht registriert hatte.

Aber nun beobachteten sie ohne Zweifel ihr Haus, beobachteten sie. Oder Pierre? Oder sie beide? Ein eiskaltes Gefühl packte sie im Genick. Diese Situation hatte sie schon erlebt. *Déjà-vu*, schon einmal gesehen, hieß das im Französischen. Einmal gesehen, viel zu oft gesehen.

Damals, Ende der Achtziger bis hin zu dem Tag, als Nelson Mandela zum ersten schwarzen Präsidenten Südafrikas vereidigt wurde, waren sie und Pierre vom BOSS, dem Bureau of State Security, dem gefürchteten Geheimdienst Südafrikas, auf Schritt und Tritt verfolgt und beobachtet worden. Das BOSS hatte ihr Telefon abgehört, ihre Post geöffnet und ihre Bankkonten überwacht. Wochenlang hatte ein staubiges, beigefarbenes Auto mit zwei Männern keine dreißig Meter von ihrem Haus entfernt geparkt. Sie hatten sich nicht einmal Mühe gegeben, nicht entdeckt zu werden. Im Gegenteil, sie hatten sie provokativ angegrinst, wenn sie mitbekamen, dass sie zu ihnen hinüberschaute, und ihr zugewinkt, wenn sie das Haus verließ.

Bald hatte Alice sich in einer Art permanenter Hochspannung befunden, kaum noch geschlafen und die entsetzlichsten Dinge geträumt. Tagsüber hatte Pierre arbeiten müssen, und sie hatte

sich gefürchtet, einerseits aus dem Haus zu gehen und andererseits allein zu bleiben. Und eines Tages hatten sie an ihre Tür gehämmert, dieselben beiden Männer, die das Haus vom Auto aus beobachtet hatten, hatten sie festgenommen und ins Gefängnis gebracht. Ihr war nicht einmal erlaubt worden, Pierre oder ihren Anwalt anzurufen. Der Schock war gewaltig gewesen und hatte ein inneres Zittern hinterlassen, das bis heute nachschwang. Jedes Mal, wenn jemand an ihre Tür klopfte, jagte ihr Puls hoch, und Angst explodierte in ihrem Magen. Bis heute. Jahrzehnte nach dem Vorfall.

Alice schlang sich schützend die Arme um den Leib. War auch der Geheimdienst der jetzigen Regierung hinter ihnen her? Fing nach all diesen Jahren alles wieder von vorn an? Nicht für eine Sekunde gab sie sich der Illusion hin, dass alle die, die damals an der Macht gewesen waren, plötzlich bei der Wende über den Rand der Welt gefallen wären. Sie wusste, dass die Apartheidgeheimdienstler im Hintergrund immer noch die Fäden zogen.

Reiß dich zusammen, befahl sie sich. Es kann nicht sein!

Wie immer, wenn sie unter Stress stand, redete sie in Gedanken mit sich selbst. Es zügelte ihre ungebremst dahingaloppierende Fantasie und verschaffte ihr Luft zum Atmen. Weder Pierre noch sie hatten sich etwas zuschulden kommen lassen, genauso wenig wie damals. Aber damals hatte in Südafrika Bürgerkrieg geherrscht, und Recht und Gesetz waren ausgehebelt gewesen. Jede ihrer Aktionen, waren sie ihr und Pierre noch so harmlos erschienen, war gegen sie ausgelegt worden. Aber heute waren die anderen an der Macht, die, die damals gegen die Apartheid und für die Freiheit gekämpft hatten, und heute nannte man das Land die Regenbognition.

Ohne ihren Blick von den Männern zu lassen, nahm Alice ihr Mobiltelefon vom Küchentisch, zog sich ein paar Schritte vom Fenster zurück und machte Fotos. In eineinhalb Stunden war sie mit Jill, Tita und Angelica in Umhlanga Rocks im Luigi's verab-

redet. Sowohl Nils Rogge, Jills Mann, als auch Neil Robertson, Titas Mann, waren ehemalige Kriegsreporter und bekannte Journalisten. Wie Mick, der Sohn der Robertsons, der Rechtsanwalt war, unterhielten beide Kontakte, die wie ein kräftiges Wurzelgeflecht in alle Bereiche der Republik reichten. Wenn ihr jemand Informationen über diese Typen besorgen konnte, dann waren sie es.

Alice schoss zwei Bilder, aber beide waren ziemlich unscharf, wie sie gleich darauf feststellte. Als sie jedoch nach draußen sah und ein weiteres Foto machen wollte, waren die Männer wie vom Erdboden verschluckt. Im flirrenden Schatten der Flammenbäume lag ihre Straße wieder leer und friedlich da. Und das versetzte sie endgültig in Alarmbereitschaft. Sie stützte sich auf dem Küchentresen ab. Es ging also tatsächlich wieder los. Oder waren es doch nur Verbrecher, die auskundschafteten, ob es bei ihnen etwas zu holen gab? Keine Profis?

Ihre Gedanken sprangen wie wild hierhin und dorthin, panisch wie Antilopen, die von Raubkatzen gejagt wurden. Überfallartig wurde ihr schwindelig. Sie fiel auf die Knie, wartete mit gesenktem Kopf, bis die schwarzen Flecken vor den Augen verschwanden, und kroch dann zum Schrank neben dem Herd, wo sie einen Muskateller zum Kochen aufbewahrte. Sie nahm einen tiefen Zug aus der Flasche. Mit dem Handrücken wischte sie sich den Mund ab. Von wegen Tough Cookie, fuhr es ihr durch den Kopf. Früher hatte sie das nicht gebraucht. Muss am Alter liegen, dachte sie. Mitte fünfzig war man seelisch offenbar nicht mehr so widerstandsfähig wie mit zwanzig oder dreißig.

Krampfhaft bemühte sie sich, nicht an Vergangenes zu denken. Zu viele Verletzungen hatte ihr das Leben zugefügt, einige waren nie richtig vernarbt, und die geringste Erschütterung ließ sie wieder aufbrechen. Dann begann die Wunde erneut zu eitern, und es dauerte oft Wochen, ehe sich wieder Schorf gebildet hatte und die Schmerzen nachließen. Sie trank noch einen Schluck,

ehe sie die Flasche zurückstellte. Der Alkohol tat schnell seine Wirkung, und sie zog sich am Küchentisch wieder hoch.

Aber kaum stand sie, traf sie ein verzögerter Schock mit voller Gewalt, und sie fiel wie ein Stein in ein bodenloses Loch. Über dreißig Jahre zurück in ihr früheres Leben.

Ihr knickten die Knie ein. Sie landete auf dem Fliesenboden, rollte sich zusammen und bettete den Kopf auf die Arme. Wie konnte es so weit kommen? Was passierte gerade mit ihr? Tränen sammelten sich in ihren Augenwinkeln.

Sie war so glücklich gewesen, hatte sich so federleicht gefühlt, als sie nach ihrer Hochzeit mit Pierre in Durban gelandet war. Wie ein Schmetterling, der sich aus dem engen Kokon befreit hatte, war sie hinaus in die Wärme, ins gleißende afrikanische Licht und ihr neues Leben getreten.

Alice' eigentliches Leben begann am 7. Juni 1982 während eines sintflutartigen Gewitters von apokalyptischen Ausmaßen, zu Füßen der Eros-Statue im Zentrum von London. Geboren war sie als Alice Lauritzen am 29. Juni dreiundzwanzig Jahre zuvor in Lübeck, und bisher war sie noch nie weiter als bis nach Bayern zu der Schwester ihrer Mutter gereist, wenn man von der kurzen Zugreise mit ihrer besten Freundin nach St. Tropez absah.

Ihr Abitur hatte sie mit einer mäßigen Note bestanden. Sie studierte Englisch und Kunstgeschichte und absolvierte parallel dazu eine Ausbildung als Gemälderestauratorin im Museum bei Fabrizio Fortini, einem temperamentvollen älteren Italiener.

In ihrer Freizeit streifte sie an Regentagen durch die Museen und Kunstgalerien. Schien die Sonne, fotografierte sie entweder die Lichtreflexionen auf Regenpfützen oder Pflanzen mit einer Makrolinse, die sie sich zusammengespart hatte. Die finanzielle Unterstützung, die sie von ihren Eltern bekam, reichte nur für das Nötigste.

»Ich könnte dir mehr geben, aber du musst lernen, mit Geld umzugehen«, hatte ihr Vater ihr kühl beschieden.

Um nicht immer in denselben Kleidern herumlaufen zu müssen, brachte Alice sich mithilfe der Schneiderin ihrer Mutter das Nähen bei. Abends traf sie sich mit Freunden, entweder zu Hause oder im Dr.-Jazz-Bunker an der Untertrave, und sonst gab es in ihrer großen Familie immer irgendeine Feier, zu der alle zusammenkamen und Neuigkeiten austauschten. Einige ältere Tanten hatten für Geheimnisse eine untrügliche Nase entwickelt und trabten wie Trüffelschweine zwischen ihren Verwandten umher,

um alles zutage zu fördern, was andere verheimlichen wollten. Sie wurden immer fündig. Und so wurden Familienfehden am Leben erhalten, belanglose Begebenheiten aufgebauscht, gnadenlos über jeden gelästert und immer dieselben Geschichten erzählt. Hier wurde ein Schnörkel hinzugefügt und dort ein unbequemes Detail weggelassen, bis sie sich über die Jahre zu schillernden Seifenblasen aufblähten. Die Jüngeren ertränkten ihren Frust in der süßen Bowle, die es mit unerschütterlicher Regelmäßigkeit gab. Das Rezept stammte von einer der Großmütter, und niemand dachte je daran, es zu ändern.

Das Leben floss dahin wie ein träger Strom, ein Tag reihte sich an den anderen, konturlos verschwammen sie ineinander. Alice wurde, ohne dass es ihr anfänglich bewusst wurde, immer unzufriedener. Sie färbte ihr dickes, goldbraunes Haar leuchtend rot, was ihr Entsetzensschreie seitens ihrer Eltern und Getuschel in der Familie einbrachte, aber ihre Tage auch nicht interessanter machte. Darauf färbte sie ihre Mähne schwarz. Das wirkte zu ihren blaugrünen Augen zwar sehr exotisch, aber das Ergebnis war das Gleiche. Sie ließ die Farbe wieder herauswachsen, und mit jedem Zentimeter wuchs ihre Frustration.

In Lübeck, wo ihr Elternhaus in einer ruhigen Nebenstraße am östlichen Ufer der Wakenitz stand, kannte in ihren Kreisen jeder praktisch jeden. Im Vergleich zu Hamburg war die Stadt von überschaubarer Größe, und es gelang ihr nie, den scharfen Augen ihrer zahlreichen Verwandten, Freunde und Bekannten zu entkommen. Hatte sie sich mit einem neuen Freund im Schutz der Dunkelheit auf einer Parkbank geküsst, wusste es bereits am nächsten Morgen ihre Mutter und kurz darauf der Rest der Familie, die sie – und ihren neuen Freund – mit anzüglich neugierigen Blicken und Bemerkungen bedachte, was zur Folge hatte, dass der Betreffende sich meist schnell wieder zurückzog.

Alice erstickte fast an den altüberlieferten Konventionen und überholten Moralvorstellungen und lebte, so kam es ihr vor, in



einem Käfig mit unsichtbaren Stäben und keiner Möglichkeit, in die Freiheit zu gelangen.

Doch an diesem einen Tag im Juni 1982 drehte sich ihr Leben um hundertachtzig Grad. Ein hingeworfener Satz ihres Vaters, der kürzlich an einem Bandscheibenvorfall operiert worden war und immer noch starke Schmerzen hatte, führte zu einem Streit, der für Stunden hin und her wogte und von Minute zu Minute immer unerträglicher wurde.

»Hoffentlich heiratest du bald«, hatte er beim Frühstück bemerkt. »Ich brauche einen Nachfolger im Geschäft.«

Diese diskriminierende Bemerkung traf sie wie ein Schlag, obwohl ihr allein die Vorstellung, ihre Tage in der Familienfirma zu verbringen, Angstschauer über den Rücken jagte. Sie explodierte und schrie ihn an, dass er antiquiert und chauvinistisch sei. Ihr Vater brüllte zurück und hob die Hand, als wollte er sie schlagen, wie er es früher so oft getan hatte. Ins Gesicht, auf den Rücken – wo immer er sie treffen konnte.

Sie sah ihm starr in die Augen. »Wag es ja nicht«, flüsterte sie und dehnte jedes Wort.

Seine Hand hing für ein paar Sekunden in der Luft, schließlich ballte er sie zur Faust und ließ den Arm sinken.

Ihre Mutter brach in Tränen aus. »Kind, Kind«, schluchzte sie händeringend. »Musst du denn immer so grässlich ehrlich sein?«

»Seit wann ist ehrlich ein Schimpfwort?«, schrie Alice und stürzte aus dem Zimmer in den Keller hinunter, obwohl sie schon immer eine unerklärliche Angst vor Kellerräumen gehabt hatte. Dort schnappte sie sich ihren kleinen, abgewetzten Koffer. Nachdem sie das Nötigste gepackt hatte, zog sie ihre neue Schlaghose und einen leichten Pullover an. Dann rannte sie fluchtartig aus dem Haus zu ihrer Bank und plünderte ihr mageres Konto. Anschließend meldete sie sich beim Museum und ihrem Lehrmeister Fortini krank und trampelte zum Hamburger Flughafen. Sie war noch nie

geflogen und sehr aufgereggt, als sie ziemlich schnell ein billiges Ticket nach London ergatterte. Seit Jahren hatte sie davon geträumt, einmal über die Carnaby Street zu bummeln und den Geist der Swinging Sixties zu spüren.

Das Flugzeug trug sie hinauf ins grenzenlose Blau, und Alice blickte stumm hinaus und ließ ihr bisheriges Leben hinter sich. Aufgeregt landete sie in Englands Hauptstadt und fuhr von Gatwick aus sofort mit dem Bus ins Zentrum. Aber immer noch war sie so aufgewühlt, dass alle ihre Gedanken um den Streit mit ihren Eltern kreisten.

Ziellos lief sie den ganzen Tag lang durch die Straßen des Mo-lochs London, zum Schluss barfuß, weil sich an ihren Fersen marktstückgroße Blasen gebildet hatten und ihre geschwollenen Füße nicht mehr in die Schuhe passten. Gegen Abend waren ihre Beinmuskeln vor Überanstrengung völlig verkrampft, und sie konnte kaum noch einen Schritt vor den anderen setzen. Sie humpelte auf den Piccadilly Circus, legte sich ausgehungert und müde dem geflügelten Eros zu Füßen und schloss die Augen. Allmählich entspannte sie sich, das Verkehrsrauschen entfernte sich, und sie glitt unversehens in einen leichten Schlaf.

Ein eiskalter Tropfen, der ihr auf die Nase fiel und über die Wange glitt, weckte sie auf. Sie schoss hoch. Vor ihrem Gesicht schwebte eine Hand, die eine Eiswaffel hielt. Es war eine kräftige, sonnenbraune Männerhand. Wieder tropfte flüssiges Eis auf ihr Gesicht. Empört hob sie den Kopf.

Bis dahin hatte sie den Ausdruck »Liebe auf den ersten Blick« für Unsinn gehalten. Ihrer Meinung nach war es unmöglich, sich innerhalb eines Augenblicks in einen wildfremden Menschen zu verlieben. Aber es war so. Wie ein Blitzschlag. Liebe auf den allerersten Blick. Ihr wurde heiß und kalt und schwindelig, und das Eis schmolz auf der Denkmalsstufe unbeachtet zu einem rosa Eiscremesee. Wie hypnotisiert starrte sie den Mann vor ihr an.

Eine verwaschene Jeansjacke lässt über die breiten Schultern

geworfen, dunkles, dichtes Haar bis tief in den Nacken, kräftiges Kinn, unverschämtes Grinsen. Und schwarze Augen, die sie amüsiert anfunkelten. Ihr Herz stolperte. Doch als ein unterschwelliges Grollen die Luft erschütterte und sie unversehens aus der Verzauberung riss, erschien ihr das wie eine Warnung der Götter.

Finger weg, hörte sie ihre innere Stimme sagen. Der weiß, wie gut er aussieht. Der ist Marke eingebildeter Schnösel.

»Sie wirken, als könnten Sie eine Erfrischung gebrauchen«, unterbrach der Mann ihre Gedanken. »Die hier hat sich leider verflüssigt. Wie wär's mit einem Kaffee? Und Kuchen? Ich kenne da ein nettes, kleines Café ...« Er sprach Englisch mit einem Akzent, den sie nicht einordnen konnte.

Die Vision von dampfendem Kaffee und einem großen Stück Sahnetorte tanzte Alice vor Augen, und ihr Magen knurrte vernehmlich. Ihre mahnende innere Stimme wurde zu einem kläglichen Fiepen im Hintergrund. Aber sie widerstand der Versuchung. »Nein danke.« Tapfer lächelnd ignorierte sie seine hingestreckte Hand und stand auf. Sie nahm ihre Ballerinas, zog den Träger ihrer Tasche über die Schulter und machte sich daran, barfuß über die Stufen hinabzuhumpeln. Ihre Füße schmerzten höllisch, was sie aber ertrug, ohne eine Miene zu verziehen.

Der Mann verschränkte die Arme vor der Brust und blickte spöttisch auf sie hinunter. »Ich kann hören, wie Ihr Magen knurrt«, sagte er und grinste frech.

Ohne Zweifel, das tat er. Unüberhörbar. Alice spannte die Bauchmuskeln an, um dieses peinliche Geräusch zu stoppen, was aber keinerlei Wirkung zeigte. Vor Verlegenheit glühend, stolperte sie weiter. Durch eine ungeschickte Bewegung rutschte ihr die schwere Tasche von der Schulter auf die Treppe, der Inhalt kippte hinaus, sie strauchelte und wäre die letzte Stufe hinuntergefallen, hätte der Mann nicht blitzschnell zugegriffen und sie aufgefangen.

»Hoppla«, rief er. »Immer schön langsam.«

»Danke«, sagte sie mit steifen Lippen und wand sich aus seinem festen Griff, ärgerte sich dabei über sich selbst, dass sie trotz der Schrecksekunde aufmerksam registriert hatte, wie schön trocken und warm seine Hände waren. Wie angenehm sein Geruch. Und dass er keinen Ring am Ringfinger trug.

Welch blödes Klischee, verspottete sie sich. Heldin wird von Held aus großer Gefahr gerettet. Heldin sinkt Helden dankbar an die Brust, sie heiraten und leben glücklich bis an ihr Lebensende. »Ganz bestimmt nicht«, fuhr sie ihn an.

Der Mann bedachte sie im ersten Augenblick mit einem verständnislosen Blick, der aber langsam einem spöttisch funkelnenden Lächeln wich, was ihr den unangenehmen Eindruck vermittelte, dass er genau wusste, was in ihr vorgegangen war. Um diesem Blick zu entgehen, schüttelte sie ihr Haar ins Gesicht, kniete sich hin, raffte ihre Habseligkeiten zusammen und stopfte sie zurück in die Tasche.

Er hockte sich neben sie und machte sich daran, ihr zu helfen. »Wie weit glauben Sie denn, dass Sie auf Ihren wehen Füßen noch laufen können?« Das freche Grinsen wurde breiter.

»Das geht Sie nichts an«, fauchte sie. »Lassen Sie das, ich mach das schon!« Hastig riss sie ihm ihren Lippenstift aus der Hand.

Er blinzelte in den Himmel. »Außerdem braut sich gerade ein Gewitter zusammen. Eins der berühmtesten Londoner Junigewitter. Sie werden ziemlich nass werden.«

Wie zur Bestätigung rollte dumpfer Donner über den schnell dunkler werdenden Himmel, Blitze zuckten, und die ersten dicken Regentropfen platschten aufs Pflaster und durchnässten im Handumdrehen ihre dünne Bluse.

»Wenn Sie nicht vorsichtig sind, könnten Sie sogar in den Fluten ertrinken!« Er lachte laut und fröhlich und zog sich das durchnässte T-Shirt über den Kopf. Sein Oberkörper war tiefbraun gebrannt und beeindruckend muskulös.

Alice zwang sich wegzusehen und räumte mit fliegenden Händen den Rest der herausgefallenen Gegenstände in die Tasche. Böiger Wind war aufgekommen und trieb den Regen in dichten Schwaden über den Platz. Ohne ein weiteres Wort rannte sie, so schnell es ihre geschundenen Füße erlaubten, durch den Wolkenbruch davon.

»War nett, Sie kennengelernt zu haben«, schrie er hinter ihr her, und sein Lachen übertönte sogar das Gewitter.

Unwillkürlich drehte sie sich um, aber er war nicht mehr zu sehen. Die Treppe zu Füßen des Eros war leer. Der scharfe Stich, der sie darauf durchzuckte, brachte ihre Gefühlswelt vollkommen durcheinander. Ihr Blick flog über die Menschenmenge, die kurz zuvor den Piccadilly Circus bevölkert hatte und jetzt vom Regen auseinandergetrieben wurde, aber sie konnte ihn nirgendwo entdecken. Sie suchte Schutz unter einem Dachüberhang und entschied, später über ihre merkwürdige Reaktion nachzudenken.

Das tat sie dann, bis auf die Haut durchnässt, irgendwo in London auf einer Parkbank, während sie dem letzten Tröpfeln des Regens lauschte. Jasmin hing in weißen Kaskaden über den Weg, und sein tropisch süßer Duft mischte sich mit dem von Heckenrosen zu einem berausenden Bukett. Alles brachte ihre Sinne zum Singen, und dieses Gefühl verwirrte sie. Nachdenklich wanderte sie noch lange barfuß durch die lichtglänzende, pulsierende Stadt.

Planmäßig flog Alice zurück nach Hamburg und zog vorübergehend bei Manuela ein. Ihre Eltern wollte sie vorerst nicht sehen. Sie verkroch sich in das winzige Zimmer, in das Manuela ihr ein Faltbett gestellt hatte. Die Semesterferien waren zu Ende, der Universitätsalltag hatte begonnen, und sie vergrub sich in ihren Büchern, um nicht mehr an diesen Mann zu denken. Nachts lag sie wach, und morgens fühlte sie sich wie gerädert.

Es dauerte Tage, ehe ihr klar wurde, dass ihre trübe Stimmung und ihr verrücktspielender Magen unmittelbar damit zu tun

hatten, dass ihr dieser Mann immer noch im Kopf herumspukte. Sie rief sich zur Ordnung, aber das nützte nichts. Er hatte sich in ihr eingenistet, seine funkelnden Augen, das herausfordernde Grinsen, die Lebensfreude, die er versprühte.

Ihre Stimmungsschwankungen fielen nicht nur ihren Freundinnen auf, sondern auch Joachim, mit dem sie seit einem Jahr zusammen war, und der reagierte heftig. Vorwurfsvoll beschuldigte er sie, einen anderen kennengelernt zu haben. Mit deutlich zur Schau getragener Seelenpein bohrte er immer wieder nach, immer wieder hackte er auf Einzelheiten herum wie ein wütender Specht. Es gab keinen großen Krach, aber es entwickelte sich ein ständig schwelender Brand, und am Ende der Woche war ihre Beziehung nur noch ein kalter Aschehaufen.

Joachim. Treu, liebevoll und sanft. Und schrecklich langweilig, auch wenn sie sich das vorher noch nie eingestanden hatte. Selten nur hatte er das Bedürfnis, etwas zu unternehmen oder andere Leute zu treffen. Ihm genügte es, mit ihr händchenhaltend auf der Couch zu sitzen und fernzusehen. Plötzlich sah sie sich mit sechzig, festgewachsen auf dieser Couch, und als einziges Fenster zur Welt den Fernseher. Sie sagte ihm, dass es zu Ende sei, und ging.

Manuela, schmal, blond und ein wenig verträumt, erklärte sie mit leicht verspannter Mundpartie für verrückt. »Sieht er denn so gut aus?«, wollte sie stirnrunzelnd wissen.

Sah er gut aus? Alice zuckte mit den Schultern. Was sollte sie ihrer Freundin sagen? Dass er umwerfend gut roch? Dass sein Grinsen unverschämt und aufregend war, seine Anziehungskraft unwiderstehlich? Dass sie sich unsterblich in einen Mann verliebt hatte, dem sie nie zuvor begegnet war? Obwohl kaum eine Chance bestand, ihn je wiederzusehen? »Schon«, sagte sie zögerlich. »Ziemlich.«

»Wie heißt er, und woher kommt er?«, setzte Manuela das Verhör unerbittlich fort.

»Keine Ahnung. Seinen Namen hat er nicht genannt. Er hat Englisch mit einem Akzent gesprochen, den ich nicht einordnen kann, und woher er kommt, weiß ich auch nicht.« Ihre Gefühle behielt sie für sich.

Aber Manuela kannte sie viel zu gut. »Ach herrje, du hast dich verknallt«, rief sie. »Jetzt hör mir mal zu! Du kennst seinen Namen nicht, du weißt nicht einmal, von welchem Kontinent er stammt, das heißt, du wirst ihn nie wiedersehen. Also vergiss ihn, das geht vorüber wie Windpocken. Kratz nicht dran, dann bleiben auch keine Narben. Sei lieb zu Joachim. So einen findest du so schnell nicht wieder.«

Alice hatte darauf nicht geantwortet, sondern am Flughafen ein Exemplar von Londons größter Tageszeitung gekauft. Die darauffolgenden Tage verbrachte sie damit, den Text für eine Suchanzeige zu formulieren. Auf englisch natürlich. Dutzende von Entwürfen riss sie aus der Schreibmaschine und warf sie in den Papierkorb, bis er überquoll.

Und dann bekam sie plötzlich Post.

Es war der Umschlag eines Briefes, den sie schon vor Wochen von ihren Eltern nachgesandt bekommen hatte und der jetzt auf geheimnisvolle Weise mit englischen Briefmarken beklebt war. Verdutzt drehte sie den Umschlag um und las den Absender.

»Pierre Diekmann, London.«

Wie betäubt sank Alice auf einen Stuhl. Der leere Umschlag war in ihrer Umhängetasche gewesen, daran erinnerte sie sich, und er konnte ihr nur herausgerutscht sein, als die ihr heruntergefallen war und der Inhalt sich über die Stufen des Denkmals verteilt hatte. Und dieser Pierre Diekmann hatte ihn einfach eingesteckt. Anders konnte er nicht an ihn gelangt sein. Unverschämt, fuhr es ihr durch den Kopf.

Es steckte lediglich ein Zettel darin, auf dem handschriftlich eine Nummer mit englischer Vorwahl geschrieben war. Sonst nichts. Kein Gruß. Keine Unterschrift. Benommen stand sie auf,

ging zu Manuelas Telefon und wählte. Das Ferngespräch würde sie ihr natürlich bezahlen. Er meldete sich nach dem dritten Klingelton mit einem kurzen, markigen »Diekmann!«.

»Hier ist Alice ...«, sagte sie und ärgerte sich gleich darauf, dass ihre Stimme so atemlos klang.

Zwei Tage später stand er vor ihrer Tür.

»Hallo«, sagte er und grinste dieses freche Grinsen. »Ich habe eine Stellung in Südafrika angenommen und wandere im Winter dorthin aus. Kommst du mit mir?«

Später gestand er ihr, dass er diesen Satz tagelang geübt hatte. Vor dem Spiegel. Weil er so unglaublichen Bammel vor ihrem Wiedersehen gehabt hatte und davor, dass sie ihn sofort wieder rauswerfen würde.

Ihr lief es heiß und kalt den Rücken hinunter, und bevor sie einen zusammenhängenden Gedanken fassen konnte, lächelte sie ihn an. »Ja«, hörte sie sich zu ihrer eigenen Verwirrung laut antworten.

Das Grinsen erlosch. Ungläubig starrte er sie an. »Ja? Du kommst mit mir?«

Ihr Gesicht begann zu glühen, und plötzlich war ihr klar, dass sie auf diesen Mann ihr ganzes bisheriges Leben gewartet hatte und dass sie mit ihm den Rest dieses Lebens verbringen wollte. »Ja«, sagte sie. »Natürlich.«

Und so geschah es.

Natürlich konnten sie nicht bei Manuela wohnen und mieteten deshalb für die Zeit bis zu ihrem Abflug ein winziges Einzimmerapartment. Die Wochen, die folgten, waren ein einziger Rausch der Sinne. Jede Minute verbrachten sie zusammen, konnten kaum die Hände voneinander lassen.

»Ihr benehmt euch, als würdet ihr unter einer Käseglocke leben«, bemerkte Manuela und schaute eifersüchtig drein. »Den Rest der Welt nehmt ihr anscheinend gar nicht mehr wahr.«



»Wie bitte?« Alice blickte ihre Freundin verträumt an und schmiegte sich in Pierres Arme, worauf Manuela aufgab.

»Wir könnten es ja wie meine Eltern machen«, sagte er eines Morgens nach dem Aufwachen zu ihr.

»Und was haben die gemacht?«, sagte Alice und fuhr die Konturen seines Mundes mit dem Zeigefinger nach. Sie war völlig vernarrt in diese Lippen.

Er nahm ihren Finger und küsste ihn. »Anfang der Fünfziger haben sie sich einfach ein kleines Zelt und ein gebrauchtes Motorrad gekauft, sind durch die Lande gefahren und haben von ihrer Sehnsuchtsstadt Paris geträumt ...« Er unterbrach sich und ließ seine Lippen ihren nackten Arm hochwandern, machte einen Abstecher zu ihrer Brust, und dann dauerte es eine gute Weile, ehe er weitersprechen konnte. »Wir könnten über Land nach Johannesburg fahren«, nahm er den Faden wieder auf. »Was hältst du davon?« Seine Zähne blitzten.

»Mit einem kleinen Zelt?«, murmelte sie träge. »Was ist, wenn ein Elefant zu Besuch kommt?«

»Wir bitten ihn höflich herein und bieten ihm etwas zu trinken an.«

Sie lachte und zog seinen Kopf zu sich herunter. »Hm ... erzähl mir mehr von deinen Eltern«, murmelte sie, als sie ihn endlich wieder freigab.

»Sie haben beide an derselben Uni Französisch studiert, sich verliebt und sich entschieden, nach ihrem Examen die deutsche Provinz hinter sich zu lassen. Sie tauschten ihr Motorrad gegen eine Ente, packten sie bis oben hin voll und zuckelten nach Paris, schlugen ihr Zelt auf dem Grundstück der kommunistischen Jugendherberge auf, weil es fast nichts kostete und weil die Herberge warme Duschen hatte. Mein Vater arbeitete als Übersetzer für Englisch, meine Mutter für Deutsch. Fortan nannten sie sich Existenzialisten, kleideten sich schwarz, rauchten Gauloises ohne

Filter, tranken Unmengen von Rotwein und aßen Baguette, weil das am billigsten war. Dabei hörten sie Cool Jazz, lasen Sartre und Beauvoir und diskutierten die Nächte durch. Irgendwann zog es sie dann weiter nach Süden. Sie kratzten ihre letzten Centimes zusammen und kauften auf dem Land im Languedoc ein verfallenes Steinhäuschen, renovierten es mit eigenen Händen und bauten Gemüse an. Als ich zur Welt kam, schafften sie sich erst eine Ziege und dann eine Kuh an, um Milch für mich zu haben.«

Er verstummte und schaute mit leisem Lächeln vor sich hin.

»Leben sie noch?«, fragte sie leise und hoffte so sehr, dass es so war. Sie würde sie gern kennenlernen.

»O ja, und wie. Immer noch in Schwarz, immer noch Kette rauchend, nur schlürfen sie heute ab und zu Pastis mit Minze und essen geräucherten Lachs. *Mon père* ist zu Geld gekommen.«

Alice seufzte und dachte dabei an ihre Eltern, die immer korrekt gekleidet waren, nicht rauchten und sicherlich weder Cool Jazz gehört noch Simone de Beauvoir gelesen hatten. Sie nannten die Französin eine militante Frauenrechtlerin, womit sie ja eigentlich recht hatten.

Ferdinand Lauritzen, Chef der Firma Lauritzen & Sohn – er war der Sohn –, hegte ein ziemlich konservatives Frauenbild, und Regine, ihre Mutter, erfüllte das in ihrer reinen Hausfrauenrolle vollkommen. Zumindest nach außen. Sie trug meistens Twinsets in Dunkelblau oder Weinrot und Faltenröcke mit Schottenkaro und ihr Haar in ordentliche Wellen gelegt. Manchmal allerdings beschlich Alice die Vermutung, dass es in ihrem Inneren anders aussah, sie sich aber von ihrem Mann in jeder Hinsicht abhängig fühlte. Seelisch und besonders finanziell. In solchen Momenten tat sie ihr furchtbar leid, und sie gab sich selbst das Versprechen, dass ihr das nie passieren würde.

Pierres Eltern reisten zu ihrer Hochzeit aus Frankreich an. Hans Diekmann war groß, dünn und weißhaarig, nannte sich Henri le Corbeau und schrieb voluminöse Bücher, die alle im Mittelalter in

Frankreich spielten und sehr erfolgreich waren. Es wimmelte in ihnen von Huren, Hexen und wagemutigen Rittern, die Jungfrauen aus den Klauen böser Mächte retteten. Judy Diekmann dagegen war rundlich mit warmen braunen Augen und konnte wunderbar kochen und backen. Sie ging ihrem Sohn knapp bis zur Schulter, und ihr Haar schimmerte im gleichen Schwarzbraun wie seines. Ohne viel Federlesens zog sie ihre zukünftige Schwiegertochter in die Arme und küsste sie herzlich auf beide Wangen, und zu ihrer Verwunderung tat Hans Diekmann es ihr nach.

»Willkommen«, sagte er und grinste auf die gleiche Art wie sein Sohn.

Alice errötete vor Glück. Körperliche Zärtlichkeit war bei den Lauritzens verpönt.

Sie heirateten kirchlich in Lübeck, allerdings nur ihrer Tante Hanna zuliebe, die den Platz ihrer früh verstorbenen Großmutter bei ihr einnahm. Sowohl Pierre als auch sie hatten Probleme mit der Institution der Kirche. Aber Tante Hanna bemerkte mit einem sehr direkten Blick über ihre Lesebrille hinweg und in unmissverständlichem Ton, dass alle Lauritzens seit eh und je in der Kirche heirateten. Also heirateten sie in der Kirche.

Die Marienkirche war brechend voll, und Pierre fragte sie flüsternd, wer all diese Leute seien.

»Familie«, flüsterte sie zurück und lächelte ihre Mutter an, die sich ein zerknülltes Taschentuch an die feuchten Augen drückte und ihr Lächeln mit zitternden Lippen erwiderte. Auch ihr Vater lächelte, erstaunlicherweise.

Aber nicht lange. Wohlweislich teilten sie ihren Eltern nämlich erst nach der Hochzeit mit, dass sie vorhätten, nach Südafrika auszuwandern. Prompt brach wieder Streit aus.

»In einem solchen Land kann man sich doch kein Leben aufbauen!«, fuhr ihr Vater sie an, und ob sie nichts von den Unruhen dort gehört hätten. »Die erschießen Leute«, brüllte er. »Einfach so. Reihenweise.«

»Das klingt sehr gefährlich, bitte überlegt es euch«, setzte ihre Mutter mit deutlichem Unbehagen hinzu. »Außerdem gibt's da wilde Tiere, Löwen, Schlangen und so. Red doch mal mit deiner Cousine Henrietta, die hat lange genug da gelebt, und sie und ihr Mann haben dort ziemlichen Ärger gehabt.« Sie runzelte die Stirn. »Aber ich glaube eher mit der Regierung als mit Löwen.«

»Henrietta ist doch mindestens fünfzehn Jahre älter als ich«, erwiderte Alice. »Und außerdem kenne ich sie doch fast gar nicht. Ich habe sie nur ein- oder zweimal gesehen, und das ist Ewigkeiten her.«

»Zu deiner Konfirmation ...«

»Wie ich sagte, Ewigkeiten«, unterbrach Alice ihre Mutter und dankte ihrer Vorsicht, den Eltern diese Neuigkeit erst nach der Hochzeit mitgeteilt zu haben. Henrietta war eine wirklich sehr entfernte Cousine von ihr, die schon Anfang der Sechzigerjahre nach Südafrika ausgewandert war und dort einen Schotten geheiratet hatte. Soweit ihr bekannt war, hatten sich die beiden mit der Apartheidregierung angelegt und aus dem Land fliehen müssen. Warum, wusste sie nicht so genau, und im Augenblick interessierte sie das auch nicht.

»Ich kann sie für dich anrufen«, schlug ihre Mutter mit hoffnungsvollem Gesicht vor. »Soll ich?«

»Das wird teuer«, raunte ihr Vater. »Die leben seit Kurzem in Kalifornien.«

»Warte mal«, rief ihre Mutter ihm zu, offensichtlich erfreut über sich selbst. »Da fällt mir ein, dass du noch einen Cousin in Südafrika hast. Curt Claussen. Der besitzt dort eine Farm. Stimmt doch, oder? Der wäre erst einmal eine Anlaufstelle für Alice. Er ist schließlich ihr Onkel. Die Adresse habe ich irgendwo ...« Sie wartete nicht auf eine Antwort, sondern lief geschäftig zu ihrem Mahagonisekretär, öffnete ihn und zog lärmend diverse Schubladen auf und knallte sie wieder zu, bis sie fündig wurde. »Wusst ich's doch, hier ist sie«, rief sie triumphierend. »Dann hast du

wenigstens Familie da unten. Ich glaube, dein Cousin Sven lebt auch da.«

Alice verbiss sich die Bemerkung, dass sie Onkel Curt, von dem sie nur in Erinnerung hatte, dass er groß und unbeholfen war und merkwürdig eisblaue Augen hatte, als Kind zum letzten Mal gesehen hatte und ihr sowieso egal wäre, was dieser zu sagen hätte, denn seine Aussagen würden immer durch seine Lebenserfahrungen gefiltert sein, die mit ihren nichts zu tun hatten. Außerdem hegte sie eine tiefe Abneigung gegen seine Söhne Sven, Thomas und Claus, die sie früher aufs Gemeinste gepiesackt hatten.

»Ich muss Geld verdienen«, erklärte Pierre seinem Schwiegervater entschieden. »Die Südafrikaner bezahlen hervorragend, und das Leben ist dort im Vergleich zu Deutschland billig. Ich werde viel zurücklegen können, was mir hier nicht gelingen würde. Außerdem finden die Schießereien nur in den schwarzen Townships statt. Dort, wo wir Weißen leben, ist es ruhig.«

»Und, findest du das etwa gut?«, brüllte Ferdinand Lauritzen. »Dort tobt ein ausgewachsener Bürgerkrieg! In so ein Land willst du unsere Tochter bringen? Womöglich eine Familie gründen?«

Pierres Eltern stimmten ihm überraschenderweise zu und redeten ihrerseits auf ihren Sohn ein, bis der schließlich versprach, dass er die Probezeit abwarten würde, ehe sie sich endgültig entscheiden würden, in Südafrika zu bleiben.

»Erst dann können wir die politische Lage dort wirklich beurteilen. Die Probezeit ist ein halbes Jahr, das können wir vertreten, und Alice hat ja auch noch ein Wort mitzureden.« Er sagte das in einem Ton, der klarmachte, dass er die Nase von den Vorhaltungen der Eltern voll hatte. Betont legte er ihr den Arm um die Schulter.

»Vielleicht könnte Pierre ja in unsere Firma eintreten«, warf ihre Mutter mit hoffnungsvollem Blick auf ihren Mann ein.

»Mal sehen«, knurrte der und blickte dabei nicht sonderlich begeistert drein. »Einen Hotelmenschen kann ich in der Firma eigentlich nicht gebrauchen.«

Alice bekam prompt Atembeschwerden bei der Vorstellung, ihr ganzes Leben in Lübeck verbringen zu müssen. Auf Schritt und Tritt von allen beobachtet, sah sie sich allmählich im Sumpf des Alltagseinerleis wie in nassem Zement versinken, der langsam, aber unaufhaltsam durchhärtete.

Ihre Freunde überfielen sie ebenfalls mit Vorwürfen, die Namen Nelson Mandela, Steve Biko und die anderer Freiheitskämpfer wurden ihr im Chor um die Ohren gehauen. »Du liest doch auch Zeitung und siehst die *Tagesschau*, da musst du doch wissen, was da unten passiert ... Die Soweto-Aufstände, Hector Pieteron und so weiter ... Du machst dich praktisch mitschuldig!«

»Redet keinen Quatsch«, fuhr Pierre dazwischen. »Lasst Alice endlich in Ruhe.«

Hartnäckig ignorierte Alice alle Vorhaltungen. Tief in ihrem Inneren wusste sie, dass das gegen jede Vernunft war, aber ihre Sehnsucht nach Freiheit, nach Licht und Wärme war übermächtig.

»Wir warten die Probezeit ab, wie Pierre gesagt hat. Dann entscheiden wir, was wir tun werden.« Dabei sah sie dieses wunderbare Land vor sich, den aufregendsten Kontinent dieser Erde, und hielt es vor Ungeduld kaum noch aus.

»Wenn wir dort nicht bleiben können, egal aus welchem Grund, siedeln wir eben in ein anderes afrikanisches Land um«, sagte Pierre in einem Ton, der der Diskussion ein Ende setzte. »Hotels wird's auch da geben.«

»Ich muss an die frische Luft«, murmelte Alice. »Und zwar gleich.«

»Komm, wir gehen zum Italiener essen.«

Pierre nahm sie bei der Hand, und sie liefen zu Fuß in die Stadt. An der letzten Straßenkreuzung sprang die Fußgängerampel auf Rot, und sie blieb gehorsam stehen.

»Kein Auto in Sicht!«, rief Pierre und zog sie über die Straße. »Komm, wer zuerst drüben ist.«

Alice packte ihn am Arm. »Die Ampel ist rot! Bleib stehen. Dahinten kommt ein Lastwagen.«

»Na und?«, rief er übermütig. »Ich bin schneller als der, wetten? Und Risiko hält jung und flexibel!« Er rannte los und lachte ihr dabei über die Schulter zu.

Sie spürte auf einmal, dass dieses Lachen einen Funken in ihr entzündete. Wie ein Feuer raste pure, erregende Lebensfreude durch ihre Adern. »Warte!«, schrie sie, rannte ihm nach und schaffte es gerade noch, vor dem heranrasenden Lastwagen die andere Straßenseite zu erreichen, wo sie sich in Pierres Arme fallen ließ.

»Kennst du den alten englischen Spruch?«, rief sie außer Atem. »Es gibt alte Karpfen und wagemutige Karpfen. Aber wagemutige *alte* Karpfen gibt es nicht. Wir sollten vorsichtiger sein.«

Pierre grinste. »Ach, alte Karpfen haben schleimige Haut und schmecken nach Modder und taugen nicht mal dazu, blau gesotten auf meinem Teller zu landen.« Er hielt ihr die Tür zum Ristorante auf. »Komm, ich hab Hunger!«

Vier Wochen später flogen sie aus dem winterdunklen, tief verschneiten Deutschland ab und landeten morgens im unvergleichlichen Licht des südafrikanischen Frühsommers. Es war nicht sanft, nicht golden wie in der Provence, es war ein weißes Licht, gleißend, lebendig. Als Alice die Strahlen zum ersten Mal auf ihrer Haut spürte, schäumte eine enorme Energiewelle durch ihre Adern. Ihre Vorfreude stieg parallel mit ihrem Blutdruck. Sie packte Pierres Arm und drückte ihn.

»Du wirst sehen, es wird ganz wunderbar werden«, flüsterte sie und ließ sich vom Strom der Mitpassagiere aus dem blendenden Sonnenschein in die dämmerige, klimatisierte Ankunftshalle spülen.

Sie wurden durch die enge Passkontrolle geschleust, und nachdem sie endlich die Einwanderungsformulare ausgefüllt hatten, sah sie sich, vor Aufregung vibrierend, um.

Gedämpftes Gesumm fremder Laute umschwirrte sie, Menschen drängten sich mit überladenen Gepäckwagen an ihr vorbei, und irgendwo schrie ein Kind. Die ausgestopften Löwen- und Elefantenköpfe an den Wänden, die sie aus glasigen Augen anstarrten, gaben der überfüllten Halle das nötige Afrikaflair. Eine Gruppe Großwildjäger – stramme Waden unter kurzen Khakihosen, Buschhemden, die sich über Wohlstandsbäuchen wölbten, und breitkrepelige, mit Leopardschwänzen verzierte Schlapphüte – unterhielt sich lautstark und mit großspurigen Gesten, vermutlich über die letzte Trophäenjagd.

Alice wandte den Blick ab, und gerade wollte sie Pierre fragen, warum kaum Schwarze zu sehen seien, höchstens welche in blauen Overalls, offenbar Reinigungskräfte, als ihr plötzlich auffiel, dass es in der überfüllten Halle von schwer bewaffneten Uniformierten nur so wimmelte. Sie blieb wie angewurzelt stehen.

»Mein Gott, was ist denn hier los?«, flüsterte sie fassungslos. »Krieg?«

*Die erschießen Leute. Da tobt ein ausgewachsener Bürgerkrieg.*  
Die Stimme ihres Vaters.

Nelson Mandela, Steve Biko, Hector Pieteron.

Ihre Freunde.

Und völlig überraschend überfiel sie das Gefühl, einen großen Fehler gemacht zu haben, in dieses Land auszuwandern.

Pierre schien das zu merken. »So ist es in vielen Ländern der Welt«, sagte er und setzte mit leichter Ungeduld hinzu: »In Deutschland leben wir im Paradies. Bloß merkt das anscheinend keiner, so viel wie da gejammert wird. Wo kann denn eine Frau allein nach Einbruch der Dunkelheit noch gefahrlos herumwandern?«

In Europa, dachte sie und sah plötzlich das verschlafene Lübeck vor sich, wo sie nach einem Abend mit ihren Freundinnen nachts allein nach Haus gelaufen war, ohne sich je bedroht gefühlt zu haben. Und unvermittelt verspürte sie angesichts der



Maschinenpistolen und Schlagknüppel eine unerwartete Sehnsucht nach dieser heilen Welt. Sie räusperte sich. »Kann ich das hier nicht?«, fragte sie und sah ihn dabei nicht an. »Abends allein spazieren gehen?«

»Hier fahren wir immer mit dem Auto«, antwortete Pierre.  
»Egal wohin.«

Alice hielt sich an seiner Hand fest. »Ich habe Angst«, flüsterte sie, und das überraschte sie. Diese Art Angst kannte sie bisher nicht. Die Angst, dass ihr jemand etwas Böses wollte.

Er lächelte auf sie hinunter. »Unsinn, Liebling, uns tun die nichts. Die jagen Terroristen. Uns beschützen sie. Sie brauchen qualifizierte Leute im Land.«

»Terroristen!« Sie blieb stehen. »Na, das ist ja sehr beruhigend.«

»Glaub mir, daran gewöhnt man sich.« Er zog sie weiter.

»Nie«, murmelte sie und sah mit stillem Entsetzen die hohen Mauern, die viele Häuser abschotteten und mit rasiermesserscharfem Stacheldraht gekrönt waren.

An fast jeder Ecke standen mit Maschinenpistolen bewaffnete Polizisten. Breitbeinig, die Hand auf der Waffe, die Uniformmütze tief ins Gesicht gezogen, der Blick ruhelos die Umgebung beobachtend.

»Nie«, wiederholte sie.

Doch gewöhnte sie sich schon bald daran. Ohne dass sie es sich bewusst machte, wurde Polizei- und Militärpräsenz für sie zur Normalität.

Das Aufregendste an Pierres Stellung als Assistent des Managers eines großen Hotels, das zur bekanntesten südafrikanischen Hotelkette gehörte, war für Alice, dass ihnen ein Haus gestellt wurde. Es war natürlich kleiner als das seines Vorgesetzten, aber ihr erschien es unglaublich luxuriös. Es stand auf einer abgeflachten Kuppe im wohlhabenden Norden der Stadt mit Blick über die

Highveld-Landschaft. Es gab drei Schlafzimmer, zwei Bäder, Wohn- und Esszimmer, überall Einbauschränke, eine große Küche, eine Waschküche im Garagenanbau und einen herrlichen Garten. Die Fenster waren zwar alle vergittert, aber das traf, wie sie feststellte, auf alle Gebäude im Land zu, und so nahm sie es hin.

Lübeck und ihr Elternhaus schrumpften zu einem kleinen, dunklen Punkt hinterm Horizont zusammen.

Es war Frühsommer, als sie ankamen. Die Sonne schien den ganzen Tag, es war sehr heiß, und nur abends gab es heftige, kurze Hitzegewitter. Johannesburgs Luft war klar, leicht und trocken. Hochlandluft. Prickelnd wie Champagner. Im April hörte der Regen auf, und bis zum September blieb es so. Das spärliche Gras auf den felsigen Hügeln, die die Stadt umgaben, verdorrte zu grünlichem Gelb. Ein Funke genügte, es zu entzünden. Dann krochen Dutzende Feuerkränze die Hügel hinauf und boten nachts ein gespenstisches Schauspiel.

Die Luftfeuchtigkeit sank gegen null, und die extreme Trockenheit machte ihr zu schaffen. Ihre Lippen wurden rissig und ihr Haar spröde, und alle Dinge luden sich statisch auf. Berührte man einen, bekam man jedes Mal einen leichten Schlag. Die Leute wurden kribbelig und nervös, und alle sehnten die Frühlingsregen herbei, die im September einsetzen würden.

Auf Vorschlag von Pierres Chef fuhren sie auf verspäteter Hochzeitsreise in das älteste Naturschutzgebiet Afrikas, ins Hluhluwe-Umfolozi-Wildreservat im Herzen von Natal, dem Stammesgebiet der Zulus. Der Himmel über Zululand schimmerte, als wäre er aus blauem Kristall, die Weite war endlos, und die Luft umschmeichelte sie wie Seide. Alice roch den süßlichen Duft des dorrenden Grases, die modrige Feuchte der Sumpfniederungen, den undefinierbaren Geruch von sonnengebackener Erde. Und zum ersten Mal konnte sie wirklich durchatmen. Entzückt be-

obachtete sie drei Babyelefanten, die unter den wachsamen Blicken der alten Kühe übermütig in einem seichten Gewässer planschten und sich gegenseitig mit Wasser bespritzten, und amüsierte sich über die Kapriolen der Paviane, die auf ihrem Autodach herumsprangen. Besonders die ganz Kleinen mit den großen, bettelnden Augen hatten ihr es angetan. Sie machte Anstalten, das Fenster herunterzulassen, um einem winzigen Äffchen einen Keks zu geben, aber Pierre packte ihre Hand und hinderte sie daran.

»Nicht, das ist viel zu gefährlich. Die zerfetzen dir das Gesicht, wenn es ihnen gelingt, ins Auto zu gelangen. Die haben vier Hände und ein fürchterliches Gebiss. Vor einer Herde Paviane nimmt sogar ein Leopard Reißaus.« Er ließ sie wieder los. »Denk immer dran: Afrika ist kein Streichelzoo. Hier ist fast alles und jeder gefährlich!«

Doch wann immer sie auf diese verzauberten Tage zurückblickte, umhüllte sie eine wunderbare Wärme, und dieser unbeschreibliche Duft stieg ihr unversehens in die Nase. Nach süßem Gras und warmer Erde. Nach grenzenloser Freiheit.

Den ersten Eindruck, den sie von Südafrika am Tag ihrer Ankunft im Flughafen bekommen hatte, verbannte sie aus ihren Gedanken.

Alice gewöhnte sich daran, ihre Umgebung immer im Auge zu behalten und auffallendes Verhalten von Passanten zu deuten, nicht direkt, sondern eher instinktiv. Ihr war dieses Verhalten ins Blut übergegangen. Und sie prägte sich das Aussehen der verschiedenen von Terroristen verwendeten Haftminen und Handgranaten ein. Man hatte ihr erklärt, wo sie danach zu suchen hatte. Im Restaurant unter den Tischen oder Stühlen, im Supermarkt an den Ständen, im Postamt. Nur als sie bei ihrem ersten Besuch eines Supermarkts am Eingang von einem uniformierten Schwarzen mit Schlagstock aufgehalten und angewiesen wurde,

sie solle ihre Tasche aufmachen, damit er sie durchsuchen könne, fuhr sie zurück.

»Warum?«, verlangte sie zu wissen.

Der schwarze Wächter schaute erst verdutzt, dann verlegen zur Seite und schließlich Hilfe suchend über ihre Schulter zu Pierre.

»Um zu sehen, ob alles in Ordnung ist«, murmelte er.

»Gib sie ihm, es tut nicht weh«, flüsterte Pierre.

Zögernd hielt Alice dem Mann ihre Tasche hin. Der stocherte mit dem Schlagstock einmal flüchtig darin herum und gab sie ihr wieder.

»Wonach sucht der denn?«, fragte sie Pierre.

»Waffen«, antwortete er lakonisch.

»Und dazu nehmen sie ausgerechnet einen Schwarzen? Ich denke, die sind alle Terroristen? Sonderlich intelligent finde ich das nicht. So gründlich, wie der war, hätte ich locker eine Bombe in den Laden schmuggeln können.«

Pierre grinste und zuckte mit den Schultern. »So sind die hier eben«, sagte er, und damit war das Thema für ihn offenbar erledigt.

Aber bald dachte auch Alice sich nichts mehr dabei, dass ihre Tasche am Eingang von Supermärkten oder vom Einkaufszentrum wie bei Sicherheitskontrollen am Flughafen durchsucht wurde, meist von schwarzem Personal.

»Solange sie nicht auf einer kompletten Leibesvisitation bestehen, geht's ja noch«, scherzte sie.

Sogar schießen lernte sie. Die Frau des Hotelmanagers hatte es ihr schon bei ihrem ersten Treffen nahegelegt. »Wir haben hier einen netten Schießklub«, hatte sie fröhlich erklärt. »Und nachdem wir ein paar Schießscheiben durchlöchert haben, gibt's was zur Stärkung.« Mit einer Handbewegung, als würde sie ein Glas leeren, hatte sie Alice angegrinst.

Alice hatte zunächst entsetzt abgelehnt, aber Pierre drängte sie dazu, die Einladung anzunehmen, und letzten Endes gab sie nach.

Bevor sie nach Südafrika ausgewandert war, war sie noch nie mit Waffen in Berührung gekommen, aber bald konnte sie mit den Besten im Klub mithalten. Bei den Treffen hinterher bestellte sie aber immer nur Kaffee. »Für Alkohol ist es zu früh am Tag«, wehrte sie ab.

Pierre bestand darauf, eine Pistole ins Handschuhfach ihres Autos zu legen und eine andere griffbereit im Schlafzimmer zu haben. Er selbst trug stets eine am Gürtel, wenn er das Haus verließ. Aber die Waffe im Schlafzimmer jagte ihr Angst ein. Warum, konnte sie Pierre nicht erklären. Sie entlud die Pistole und deponierte sie im Safe, die Munition separat im Regal darunter, ganz hinten in der Ecke.

Sie akzeptierte letztlich, dass es getrennte Wohngebiete für Weiße und Farbige gab, und auch die für die verschiedenen Hautfarben getrennten Eingänge in öffentlichen Gebäuden, obwohl sie sich darüber anfänglich sehr aufregte. Einmal sprach sie die Frau des Hotelmanagers darauf an.

»Darüber reden wir nicht«, erwiderte diese scharf. »Das ist subversiv.«

Ihr Ton machte die Auskunft zu einer klaren Drohung, und Alice schreckte zurück. Schließlich war der Mann dieser Frau der Arbeitgeber von Pierre. Als sie später vorsichtig bei Nachbarn und Bekannten versuchte, das Thema anzuschneiden, eckte sie massiv an.

»Pack einfach deine Sachen, und geh dahin zurück, wo du hergekommen bist, du Kaffir-boetie!«, fauchte sie eine verbitterte ältere Frau an, die zwei Grundstücke weiter hinter hohen Mauern in einem alten Haus mit vergitterten Fenstern lebte und Alice schon seit deren Einzug mit scheelen Blicken verfolgt hatte.

Später sprach sie Pierre darauf an. »Was ist ein Kaffir-boetie?«, wollte sie von ihm wissen.

Er hob die Schultern. »So was wie Freund oder Bruder eines

Kaffern. Eins der schlimmsten Schimpfworte, die ein Bure in den Mund nehmen kann. Warum?»

»Ach, nur so«, sagte sie, und er fragte nicht weiter.

Pierre arbeitete hart und viele Stunden. Als er sich beklagte, dass er keinen guten Chefkoch finden könne und oft selbst am Herd stehen müsse, schlug sie vor, einen Schwarzen auszubilden.

»Der Job ist für Weiße reserviert«, war die Antwort. »Schwarze können nur als ungelernte Hilfskräfte arbeiten. Garten und Haus dürfen sie in Ordnung halten. Und Straßenarbeiten verrichten auch. Gräben ausheben können sie zum Beispiel gut. Du solltest mal hören, wie schön sie dabei singen.«

Innerlich zuckte Alice bei seinen Worten zusammen. »Aber warum?«, rief sie. »Das ist doch verrückt.«

»So ist es eben, akzeptier es einfach«, erwiderte er mit deutlicher Ungeduld in der Stimme. »Uns geht's doch gut.«

Sie fragte nicht weiter. Sie hasste Streit, und Streit mit Pierre am meisten. Immer hatte sie danach diese tief sitzende Angst, ihre Liebe könnte einen Riss bekommen, und das hätte sie nicht ausgehalten. Sie kaute auf ihren Fragen und Befürchtungen herum, kaute und kaute, und schließlich gelang es ihr, die harten Brocken hinunterzuschlucken. Aber sie lagen noch lange unverdaut in ihrem Magen, drückten, als wären es Steine.

Bald stellte sie eine hagere ältere Schwarze namens Rebecca als Haushaltshilfe ein und John, einen jungen Sotho, der den Garten in Ordnung halten sollte. Da er nicht wie Rebecca auf ihrem Grundstück wohnte, musste er vor Einbruch der Dunkelheit in sein Township zurückkehren.

»Du musst als Arbeitgeber ihren Pass unterschreiben«, belehrte sie Hans-Jürgen, dessen Frau Karin sie vom Schießklub her kannte. »Sonst landen die für sechs Monate im Knast. Oder länger, und manchmal werden sie da einfach von den Behörden vergessen. Und du musst Strafe zahlen. Die Eingeborenen nennen

das den *Dompas*, den Dummenpass.« Wiehernd vor Lachen, setzte er hinzu: »Ziemlich passend, oder?«

Alice hörte nicht hin. Sie hatte sich angewöhnt, derartige Dinge einfach auszublenden. Ihre Welt war weiß, wohlhabend und sicher und hätte ebenso gut auf einem anderen Planeten liegen können. Ihr tägliches Leben verlief angenehm, die Sonne strahlte jeden Tag vom Himmel, sie unternahmen viel und kamen durch Pierres Beruf mit interessanten Leuten zusammen. Sie nahm Tennisstunden, und sie traten dem Country Club bei.

So schob sich allmählich der Alltag über ihre Wahrnehmung, und ihre Empörung stumpfte ab. Nach kurzer Zeit nahm sie den Zustand im Land als gegeben hin.

Alice gewöhnte sich sogar daran, dass es in Südafrika fast alle der giftigsten Schlangen der Welt gab. Hier bei ihnen im Wohngebiet. In ihrem Garten. Und dass ein Biss der Reptilien sie innerhalb kürzester Zeit umbringen könnte. Aus der Bibliothek lieh sie sich Bücher, lernte das Aussehen der einzelnen Schlangenarten und ihr Vorkommen genauso auswendig, wie sie das mit den Haftminen gemacht hatte, und deponierte das entsprechende Gegengift für alle Arten von Giftschlangen im Kühlschrank.

Auch im Indischen Ozean lauerten tödliche Gefahren, wie sie bei ihrem ersten Besuch in Durban erfuhr. Bevor sie sich in die Wellen stürzen konnte, hielt Pierre ihr einen Vortrag, dass es nicht nur tückische Unterströmungen gab, die Schwimmer im Nu weit ins offene Meer rissen, sondern dass in den Gewässern vor der Küste die gefährlichsten Haie der Ozeane lebten. Ein Mitglied der Lebensretter am Strand berichtete ihr, dass die Küste inzwischen an einigen Stellen mit Hainetzen geschützt sei und dass es seither nur wenige Attacken gegeben habe, aber außerhalb dieses Bereichs sei es lebensgefährlich, auch nur bis zu den Knien ins Wasser zu gehen.

So begegnete Alice einer Angst, die sie in Deutschland nie

gespürt hatte. Einer Angst, die unter die Haut ging, ihr ins Bewusstsein sickerte und die sie so verinnerlichte, dass sie ein Teil von ihr und ihrem täglichen Leben wurde und sie fortan nie wieder losließ. Der Angst um ihr Leben.

Sie war in Afrika angekommen.



Auf ihrer Hochzeitsreise nach Zululand hatte Alice sich mit Malaria infiziert, die ihr immer wieder Fieberschübe bescherte und sie zwang, täglich Medikamente zu nehmen. Als dann noch, nachdem sie in einem Restaurant einen grünen Salat gegessen hatte, ein starker Wurmbefall dazukam, war es vorerst ausgeschlossen, dass sie sich nach einem Job umsah.

In dieser Zeit übersetzte sie für Firmen deutsche Texte ins Englische und umgekehrt und trichterte deutschstämmigen Kindern den korrekten Gebrauch ihrer Muttersprache ein. Als es ihr endlich gesundheitlich besser ging, verbrachte sie ein paar frustrierende Monate damit zu, als Restauratorin Fuß zu fassen. Die Gesellschaftsschicht, die ausbesserungsbedürftige Gemälde ihr Eigen nannte, war jedoch hauchdünn, und zudem war es sehr schwierig, an die Leute überhaupt heranzukommen.

Und gerade als sie den ersten Auftrag ergattert hatte – von einem älteren deutschstämmigen Ehepaar, das offensichtlich in Geld schwamm –, wurde Pierre nach nur eineinhalb Jahren ganz unerwartet die Leitung eines etwas heruntergekommenen Hotels in einem Ort namens Umhlanga Rocks übertragen, der eine halbe Stunde nördlich von Durban am Indischen Ozean lag und ihrer Vorstellung vom Paradies ziemlich nahekam.

Die Luft war weich und feucht, der Blick über das Meer endlos, die Gärten prangten in verschwenderischer Schönheit, und die Menschen waren entspannt und freundlich. In der Meeresluft heilten endlich ihre Lippen, und der Heuschnupfen verschwand. Auch die Medikamente gegen die Malaria taten nun ihren Dienst. Die Fieberschübe hörten auf. Sie atmete durch.

Das Hotel, dessen Leitung Pierre übernommen hatte, war das älteste in Umhlanga Rocks und lebte nur noch von seinem Namen, was so viel hieß, dass es einen gewaltigen Renovierungsstau gab. Pierre wirbelte wie ein Hurrikan durchs Hotel und machte der verschlafenen Belegschaft Beine, die sich nur äußerst gemächlich und in ausgefahrenen Gleisen bewegte und sich dem neuen Tempo mit allen Tricks widersetzte. Als Erstes sorgte er dafür, dass das Gebäude von Kakerlaken und anderem Ungeziefer gesäubert wurde, dann ließ er die Räume neu streichen und das Dach reparieren. Nun konnte zumindest das Restaurant den Betrieb wieder aufnehmen. Schließlich musste Geld verdient werden.

Langsam, aber stetig ging es mit dem Hotel bergauf. Pierre verdiente sehr gut, und bald konnten sie aus dem kleinen Haus, das ihnen die Geschäftsleitung der Hotelkette gestellt hatte, ausziehen und sich ein großes Haus oberhalb der Nordküstenstraße kaufen, mit üppigem Garten und einem süchtig machenden Blick über den Indischen Ozean. Alice sah sich nach einem Job um, aber auch in Durban schien der Bedarf an einer studierten Restauratorin verschwindend gering zu sein. Pierre schlug ihr vor, eine Kunstausstellung in seinem Hotel zu organisieren, um Geschäftsbeziehungen zu knüpfen. Dazu bekam sie einige Leinwände anvertraut, die sich in der extremen Feuchtigkeit an der Küste gewellt hatten und Schimmelflecken aufwiesen. Aber die Zeit, die sie für die Restaurierung der Bilder aufbringen musste, stand in keinem Verhältnis zu dem Geld, das sie dafür bekam.

Und Geld wollte sie verdienen, schon allein um überhaupt erst kein Gefühl der Abhängigkeit Pierre gegenüber aufkommen zu lassen. Parallel zu ihrem letzten Auftrag – es handelte sich um ein kleines Bild von einem völlig unbedeutenden Maler, von dem sie lediglich den alten Firnis abheben und einen neuen aufbringen musste – bewarb sie sich um eine ausgeschriebene Stelle als Maklerin in einer bedeutenden Immobilienagentur.

Die Firmeninhaberin, eine mütterlich wirkende Frau mit dickem, blondem Haar und rundlicher Figur, die aber unter der sanften Oberfläche knallhart auf Gewinnoptimierung bedacht war, gab ihr den Job sofort. Alice wurde im Schnellverfahren in die Materie eingeführt und stellte zu ihrer Verwunderung fest, dass sie das Talent besaß, wildfremde Menschen davon zu überzeugen, dass das Haus, das sie ihnen gerade zeigte, ihr lang gesuchtes Traumhaus war.

Sie brachte die Verkäufer dazu, den größten Teil ihrer Möbel auszulagern. Mit einer minimalistisch reduzierten Einrichtung aus dem Fundus, den sie sich in ihrer eigenen Garage angelegt hatte, betonte sie die Vorzüge der Immobilie und sorgte dafür, dass der Garten wie manikürt aussah. Einen Kübel mit einer blühenden Zitrone schleppte sie von einem Schauhaus zum anderen mit und stellte ihn stets so auf, dass der betörende Duft jedem potenziellen Käufer ein Lächeln ins Gesicht zauberte. Pierre fand die Strategie sehr clever.

Ihr Umsatz stieg stetig, Alice verdiente gut, doch gerade als sie sich einen Namen in der Branche gemacht hatte, kündigte sich ein Baby an. Natürlich freute sie sich sehr darüber, aber der Gedanke, ihre neu gewonnene Selbstständigkeit wieder aufgeben zu müssen, fiel ihr anfänglich doch sehr schwer.

Ende August, drei Jahre nach dem Junigewitter in London, wurde Christoph geboren. In Deutschland.

»Nur zur Vorsicht«, hatte sie ihren Eltern zwei Monate vor dem Termin geschrieben. »Dann ist unser Baby kein gebürtiger Südafrikaner, sondern ein waschechter Deutscher.«

Ihre Eltern waren hochofrend darüber. Wohlweislich hatten sie ihnen nicht den wahren Grund ihrer Entscheidung mitgeteilt. Der Sohn eines deutschen Kollegen von Pierre war in Südafrika auf die Welt gekommen. Als der Junge fünfzehn Jahre alt war, wollte die Familie verlängerte Ferien in Deutschland verbringen,

worauf ihnen in trockener Amtssprache mitgeteilt wurde, dass ihr Sohn als gebürtiger Südafrikaner der Wehrüberwachung unterliege. Es sei ihm nicht erlaubt, das Land zu verlassen, obwohl er einen deutschen Pass habe. Ihnen als Eltern stehe die Ausreise natürlich frei. Mit achtzehn wurde der Junge in die südafrikanische Armee eingezogen und an der Grenze nach Angola stationiert, wo er bei einem Schießunfall umkam. So hieß es beschönigend. Dass dort ein brutaler Buschkrieg tobte, war ein Tabuthema.

Sie schauderten, als sie sich die möglichen Konsequenzen für ihr ungeborenes Kind ausmalten, und so flog Alice sechs Wochen vor der Geburt nach Deutschland. Sie wohnte bei ihren Eltern, aber der Aufenthalt war nicht so sorglos, wie sie sich das erhofft hatte. Ihr Vater, der schon immer politisch interessiert gewesen war, ließ keine Nachrichtensendung im Fernsehen aus, keine politische Debatte, und hatte *Die Welt* und den *Spiegel* abonniert, die er bis auf den letzten Buchstaben durchlas. »Was sagst du dazu?«, fragte er Alice gleich beim ersten Abendessen und schob ihr die aufgeschlagene Zeitschrift hin. »Militär und Polizei liefern sich in den Townships blutige Kämpfe mit schwarzen Jugendlichen, die mit Steinen und Molotowcocktails bewaffnet sind ...«

Obwohl Alice am liebsten den Kopf in den sprichwörtlichen Sand gesteckt hätte, zwang sie sich, den *Spiegel*-Artikel wenigstens zu überfliegen.

»Diese Generation hat keine Schulbildung«, sagte ihr Vater. »Die hat lediglich gelernt, dass es leichter ist, an ein Auto zu kommen, indem man dem Besitzer eine Waffe an den Kopf hält, als dafür zu arbeiten.« Er sah ihr in die Augen und senkte die Stimme. »Ich habe Angst um euch.«

Alice antwortete nicht. Der Artikel listete akribisch auf, welcher Gräueltaten sich das Apartheidregime schuldig gemacht habe. Entsetzt las sie von blutigen Aufständen in KwaMashu, das nur eine knappe halbe Autostunde von Umhlanga Rocks entfernt

